Est. A-1458

Deutsche Monatsschrift für Rußland, der Baltischen Monatsschrift

56. Jahrgang · Herausgegeben von Alexander Eggers.

Inhalt: 5. Heft

Ernst Friesendorff: Erinnerungen eines alten Pädagogen. II. (S. 321.)

Oskar Grosberg: Jacob Belsen. (S. 343.)

Pastor C. Ney: Prinzipielles zum Bekenntniskonflikt. (S. 351.)

Karl Grams: Zur Geschichte des deutschen Schulwesens in Polen. (Schluß.) (S. 360.)

Georg Scheel: Zum Problem des modernen Kapitalismus. (S. 368.)

Erich Grote: Neue Romane und Gedichte. (S. 378.)

J. K.: Ausbildung und Ausbildungsmöglichkeiten für junge Mädchen gebildeter Stände. (Schluß.) (S. 382.)

Bücherbesprechungen. (S. 392.)

Benvenuto Sartorius: Gottbegnadet? (Roman.) (S. 394.)

Anzeigen. (S. 400a—400q.)

· Reval 1914 ·

· Verlag von G. Löffler · Riga ·

Die Baltische Gegenseitige
Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen **billige Prämien**

Todesfallversicherungen,
gemischte Versicherungen,
Aussteuerversicherungen,
Erlebensfallversicherungen,
Rentenversicherungen.

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen,** nach kurzer Dauer

unanfechtbar und unverfallbar.

Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.

Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten** Versicherungsjahre.

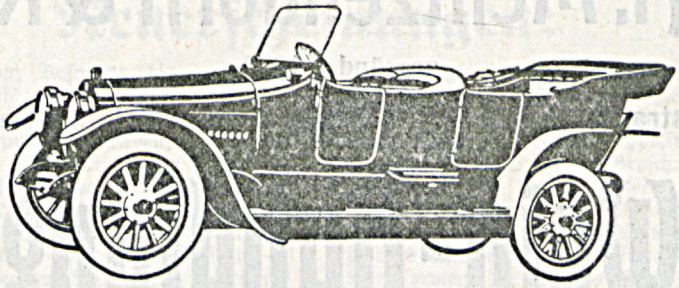
Verwaltung: Reval, Schmiedestr. 29.

GENERALVERTRETUNG für Nordlivland: **Dorpat,** Schloßstr. 1 (Herr O. von Transehe).

" " Südlivland: **Riga,** Todiebenboulv. 7, I. (Herr A. Baron Maydell).

" " Kurland: **Mitau,** Palaisstraße 10 (Herr J. Baron Koskull).

" " Südrußland: **Melitopol** (Taurien), Woronzowskaja, Haus Schatz (Herr **Jakob Stach**).



BENZ

Die Weltmarke!

Alleinverkauf für die Provinzen
Livland, Kurland und Kowno

A. von Kuhlberg

Riga, Alexanderstraße 102.

J. A. Mentzendorff & Ko.

gegründet 1800

Kaufstrasse № 5/7 **Riga** **Telefon № 189**

Wein-Handlung

Grosses wohlassortiertes Lager

Roter und weisser Bordeaux-Weine

Rhein- und Moselweine bis zu den höchsten Schlossabzügen

Spanischer u. Portugiesischer Weine

Alter Tokayer Weine etc. etc.

Französische Champagner der renommiertesten Marken

Französische, Holländische und Italienische **Liqueure**

Russische Weine und Champagner

□ □ □

Havana-Zigarren

direkter Import

Deutsche und Holländ. Zigarren

in Packungen à 50, 25 und 10 Stück

Buchhandlung von G. Löffler, Riga, Sandstr. 20. Teleph. 15-80. Postfach 317.

Neuerscheinungen:

Bruun, L., Vom Bosporus bis nach van Zantens Insel. 365 S. Geb. Rbl. 2.28.

Castelli, J. F., Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes, Erlebtes u. Erstrebtes. Mit 1 Einleitung u. Anmerkungen, neu herausgeg. v. Dr. J. Bindter. I. Bd.: Mit 32 Bildbeigaben und 1 Faksimiledruck. 500 S. II. Bd.: Mit 38 Bildbeigaben. 586 S. Geb. Rbl. 12.—.

Die Expeditionen zur Rettung v. Schröder-Stranz und seinen Begleitern. Geschildert von ihren Führern Hauptmann A. Stagrud und Dr. K. Wegener. Im Auftrage des Komitees „Hilfe für deutsche Forscher im Polareis" v. Dr. A. Miethe. Mit 1 Farbentafel, 20 Schwarztafeln und 1 Karte. 101 S. Geb. Rbl. 2.40.

Foerster, Fr. W., Lebensführung. Neue Ausgabe 21.—25. Tausend. 313 S. Kart. Rbl. 1.44.

Gagern, Fr. v., Der böse Geist. 410 S. Brosch. Rbl. 2.48, geb. Rbl. 3.60.

Goebel, Dr. Otto, Über Sibirien nach Ostasien, St. Petersburg u. Moskau, Tscheljabinsk — Mandschuria, Wladiwostok und Dairen. 2 Karten, 3 Streckenprofile und 80 Abbild. (Hendschel's Luginsland H. 43.) 208 S. Brosch. Rbl. 2.75.

Harnack, Dr. Adolf, Dogmengeschichte. 5. verbesserte Aufl. (Grundriß der Theologischen Wissenschaft, 4. Teil, 3 Bd.) 472 S. Brosch. Rbl. 3.85.

Heupel-Siegen, Prof. L., Plastische Anatomie des Menschen. Für Künstler und Kunstschüler. Mit 199 teils farbigen Zeichnungen auf 85 Tafeln von Paul Mather, Düsseldorf, u. 8 Aktstudien. 96 S. Br. R. 9.90.

Lessing, Th., Philosophie als Tat. 481 S. Geb. Rbl. 6.—.

Ludwig, Emil, Der Künstler. Essays. 302 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Müller-Guttenbrunn, Adam, Deutscher Kampf. Erzählungen von Schwaben und Madjaren. Mit 1 Einbandzeichnung von Prof. Hermann Gradl und Einleitung von Paul Schreckenbach. (Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 51. und 52. Bd.) 295 S. Geb. Rbl. 1.20.

Keller, Adolf, Eine Philosophie des Lebens (Henri Bergson). 48 S. Brosch. 44 Kop.

Kern, Prof. Fritz, Dante. 4 Vorträge zur Einführung in die Göttliche Komödie. 150 S. Geb. Rbl. 1.80.

Kircheisen, Gertrude, Napoleon und die Seinen. Die Mutter, Joseph und Julie. Lucien und seine beiden Frauen. Louis und Hortense, Jérôme, Elisabeth Patterson und Katharina v. Württemberg. 410 S. Brosch. Rbl. 5.50.

Kübel, Johannes, Seeberg „positiv" oder „liberal"? 58 S. Brosch. 66 Kop.

Kunstformen der Natur. Kleine Ausgabe unter Mitwirkung des Bibliographischen Instituts bearbeitet v. Ernst Haeckel. 22 farbige und 8 schwarze Bildertafeln mit Kunstformen der anorganischen und der organischen Natur, nebst erläuterndem Text. (Mappe.) 4°. Rbl. 3.60.

Leavitt, Sheldon, Wege zur Höhe. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen v. Dr. Max Christlieb. 296 S. Geb. R. 2.10.

Lorand, Dr. med. A., Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung durch hygienische u. therapeutische Maßnahmen. Eine Anleitung zum rationellen Denken. 416 S. Brosch. Rbl. 2.20, geb. Rbl. 3.—.

Der neue Merkur. Monatsschrift für geistiges Leben. 1. Heft. 144 S. Brosch. 90 Kop. Jährlich Rbl. 9.—.

Ranke, Dr. Leop. Friedrich, Bilder aus der Geschichte des Papsttums. Mit 16 Abb. 410 S. Geb. Rbl. 2.70.

Rehmke, Dr. Joh., Grundriß der Geschichte d. Philosophie. 2. Aufl. 289 S. Geb. R. 3.42.

Schaukal, Richard, Zettelkasten eines Zeitgenossen aus Hans Bürgers Papieren. 348 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Seuberlich, Erich, Liv- und Estlands älteste Apotheken. Beiträge zu deren Geschichte. 272 S. Brosch. Rbl. 2.42.

Staudinger, Franz, Kulturgrundlagen der Politik. I. Teil: Ausgangspunkte u. Methoden. 192 S. Geb. Rbl. 2.10.

„The Studio" Year-Book of decorative Art. 1914. Rbl. 3.50.

Trine, R. W., Der Neubau des Lebens. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen v. Dr. M. Christlieb. 235 S. Geb. Rbl. 2.40.

Wieland, Ernest, Welscher Witz. Ein Franzosenspiegel in Anekdoten aus dem 16. bis 19. Jahrh. Mit 8 Bildern u. 1 Umschlagzeichnung v. Gavarni. 144 S. Geb. R. 2.70.

Windelband, Wilhelm, Einleitung in die Philosophie. (Grundriß der philosophischen Wissenschaft. Herausg. v. F. Medicus). 441 S. Brosch. Rbl. 4.13.

Wundt, Wilh., Mythus u. Religion. 2. neubearb. Aufl. 2. Teil. Völkerpsychologie. Eine Untersuchung d. Entwicklungsgesetze v. Sprache, Mythus und Sitte. 5. Bd. 494 S. Brosch. Rbl. 6.05.

Otto Schwarz, Riga

▼ ▼

Importierte

Weine u. Zigarren

▼ ▼

Spezialität:

Mosel-, Rhein-

und

Bordeauxweine

▼ ▼

Versand nach allen Plätzen Russlands

▼ ▼

∴ Neue Preislisten soeben erschienen ∴

Est.-A-1458

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 5. Maiheft. **1914.**

Est-A
Bibliotheca Universitatis Tartuensis
1446/3807
16708

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Erinnerungen eines alten Pädagogen.*)

Von Ernst Friesendorff. (Freiburg i. Br.).

II. An der Petrischule in St. Petersburg. (1880—1899).

Wie es kam, daß ich in so jungen Jahren (ich war 33 Jahr alt) zum Direktor der großen, fünfgliedrigen Petrischule berufen wurde, das habe ich erst erfahren, nachdem ich schon längere Zeit in St. Petersburg gelebt hatte. Was ich darüber vernommen, will ich hier erzählen, weil es für manche persönliche Beziehungen von vornherein von großer Bedeutung für mich wurde.

Am Abend des 26. April 1879 erlitt der Direktor der Petrischule, Mag. philol. Hermann Graff, während er eine Lehrerkonferenz leitete, einen Gehirnschlag, dem er nach wenigen Stunden erlag.

Die Leitung der Schule übernahm vorläufig der Inspektor Eduard Collins. Das Schuldirektorium uud der Kirchenvorstand suchten nun einen genügenden Ersatz des so plötzlich geschiedenen Direktors. Eine nähere Umschau ergab aber nur eine sehr geringe Zahl solcher Schulmänner, die in jeder Hinsicht für das Amt des Direktors der Petrischule geeignet schienen. Aber auch bei diesen wenigen Kandidaten stieß man auf Hindernisse.

Pastor A. Fehrmann soll die Kandidatur des weiland Warschauer Gymnasialdirektors Fr. Julius Bäckmann betrieben haben, jedoch erfolglos, weil Herr Bäckmann bereits in den Fünfzigern stand, der Kirchenrat aber eine jüngere Kraft gewinnen wollte, die eine längere rüstige Amtsführung erhoffen ließ

*) Der erste Teil dieser Erinnerungen („Am Rigaer Stadtgymnasium") ist im Januarheft erschienen.

Pastor A. Findeisen faßte den schon damals allgemein geschätzten Oberlehrer der Annenschule, Dr. phil. Joseph Koenig, ins Auge und unterhandelte mit ihm, in der festen Überzeugung, daß dieser überaus tüchtige Kandidat dem Kirchenrat willkommen sein werde. Als sich Dr. J. Koenig nach einigem Bedenken zur Annahme des schwierigen Amts bereit erklärte, stellte der hoch erfreute Pastor seinen Kandidaten dem Präses des Kirchenrats, Senator Woldemar von Frisch, und dem zufällig anwesenden Inspektor Collins vor. Im Kirchenrat herrschte denn auch über die Tüchtigkeit des vorgeschlagenen Dr. Koenig volle Übereinstimmung, aber es wurde eingewandt, daß er katholisch sei und daß man zur Leitung einer lutherischen Kirchenschule keinen Katholiken berufen sollte. Diesen Einwand mußten auch die Pastoren gelten lassen. So fiel auch dieser Kandidat fort.

Im Herbst wandte sich der Kirchenrat an meinen Freund Hugo Lieven, der seit 1877 Gymnasialdirektor in Pernau war, sich dort einer hohen Wertschätzung und großer Beliebtheit erfreute und sehr erfolgreich wirkte. Lieven schien auch nicht abgeneigt, dem Rufe zu folgen. Er kam nach St. Petersburg, orientierte sich über das neue Arbeitsfeld und stellte dann dem Kirchenrat seine Bedingungen. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich, da Lieven die volle Anrechnung seiner 18 Dienstjahre verlangte.

Eifrig schaute man im Kirchenvorstande nach neuen Kandidaten für den Direktorposten aus. Aber wie das meist zu gehen pflegt: gerade beim eifrigen Suchen finden wir nicht. — Bei meinem lieben Direktor Schweder wurde tastend privatim angefragt. Aber Schweder fühlte sich in seinem Wirkungskreise am Stadtgymnasium in Riga so wohl, daß er ihn nicht mit ungewissen, fremden Verhältnissen vertauschen wollte.

Nun hatten Lieven und Schweder auf mich hingewiesen. Auch der Kurator des Rigaschen Lehrbezirks Sfaburow soll auf die Frage nach geeigneten Kandidaten in seinem Notizbuch geblättert und dann gesagt haben: „Das erste Direktorat, das in meinem Lehrbezirk frei wird, werde ich Friesendorff anbieten."

Unterdessen waren wieder mehrere Wochen verflossen, das Jahr neigte sich seinem Ende zu und noch immer hatte der Kirchenvorstand zu St. Petri keinen Direktor gewählt. Die provisorische Leitung einer so großen Lehranstalt stellte an die Kraft des Inspektors Collins auf die Dauer übermäßig große Anforderungen, die Schulbehörde wurde ungeduldig nnd verlangte kategorisch eine baldige Erledigung der Vakanz an der Petrischule. So wurde denn der Kirchenrat durch diese Verhältnisse zu einer Wahl gedrängt.

Im Spätherbst 1879 schrieb mir ein Landsmann aus St. Petersburg, daß der Kirchenvorstand der Petrigemeinde meine Kandidatur ernstlich erwäge. Es werde aber von den Pastoren auf meinen religiösen Standpunkt hingewiesen, der sich in einem öffentlichen Vortrage über den Aberglauben als sehr wackelig offenbart hätte. Ob ich den Entwurf dieses Vortrags ihm zwecks Beseitigung der Opposition senden könnte?

Da tauchte mein unſeliger Vortrag zum zweiten Male aus der Verſenkung auf! Das Konzept hatte ich glücklicherweiſe noch und ſandte es mit der Kritik des Oberpaſtors Lütkens meinem Landsmanne nach St. Petersburg. Die Tatſächlichkeit muß wohl auch dort das entſtellende Gerücht geknebelt haben, denn Mitte Dezember 1879 teilte mir ein offizielles Schreiben des Kirchenrats der St. Petrigemeinde mit, daß ich zum Direktor der deutſchen Hauptſchule zu St. Petri erwählt worden ſei. Unter Darlegung der materiellen Bedingungen wurde ich um baldige Rückäußerung über die Annahme des mir angetragenen Amtes erſucht.

Dieſe ehrenvolle Berufung war mir natürlich ſehr erfreulich, aber ſogleich bedrückte mich auch die Sorge, ob ich imſtande ſein werde, die große und verantwortliche Arbeit zu leiſten. Ich kannte weder den inneren Zuſtand der Petriſchule, noch die Leiſtungsfähigkeit des Lehrerkollegiums, noch ſtand mir in St. Petersburg eine maßgebende Perſönlichkeit ratend zur Seite. Was erwartete man dort von mir? Was hatte ich dort zu leiſten? Wie würde man mir im Lehrerkollegium und im Kirchenrat begegnen?

Ich wußte, daß man erſt auf mich verfallen war, nachdem Lieven und Schweder abgelehnt hatten. Aber mehr wußte ich damals von der Geneſis meiner Wahl noch nicht, beſonders nicht, daß zwei geiſtliche Mitglieder des Schuldirektoriums mit ihren Kandidaten nicht durchgedrungen waren und nun einen von andrer Seite vorgeſchlagenen Direktor „nicht mit offenen Armen, aber auch nicht gerade in Fechterſtellung“ empfangen würden, wie ſich einer der Paſtoren bezeichnend ausgedrückt haben ſoll.

Um mich über die Verhältniſſe im neuen Wirkungskreiſe ein wenig zu orientieren, beſchloß ich vor meiner endgültigen Entſcheidung gleich nach Beginn des Unterrichts im Januar auf einige Tage nach St. Petersburg zu reiſen. Ich ſtellte mich dort den Gliedern des Schuldirektoriums vor; zu dieſem gehörten der Präſident des Kirchenrats, die drei Paſtoren an der Petrikirche und ein Mitglied des Kirchenrats aus dem Kaufmannsſtande. Darauf beſah ich die Schulräume, hoſpitierte in einigen Klaſſen und kam nach dieſen oberflächlichen Eindrücken zur Überzeugung, daß die Petriſchule einer friſchen, ſtrebſamen Kraft ein ungewöhnlich großes Arbeitsfeld böte, auf dem durch geeignetes pädagogiſches Wirken viel Nützliches zu leiſten wäre. Da man mich überall freundlich empfangen hatte, ſchöpfte ich Mut und erklärte mich in einer Sitzung des Schuldirektoriums bereit, die Berufung anzunehmen, wenn ich auf die Unterſtützung des Schuldirektoriums und Kirchenrats bei den meiner Anſicht nach unbedingt nötigen Reorganiſationsarbeiten rechnen dürfte. Man verſprach mir die Förderung und Erleichterung meiner pädagogiſchen Aufgaben und wollte meine Beſtätigung durch den Unterrichtsminiſter energiſch betreiben, damit ich möglichſt bald das neue Amt antreten könnte. So waren denn die Würfel gefallen, — ich ging als Direktor nach St. Petersburg.

Der Abschied von den Freunden und Verwandten in Riga stellte große Anforderungen an Gemüt und — Magen. Manches gute Wort und viele herzliche Wünsche geleiteten den Scheidenden. Mein lieber Direktor Schweder hob in seiner Rede beim Abschiedsessen, das mir die Kollegen gaben, hervor, daß in der Zeit unserer gemeinsamen Arbeit nicht die kleinste Dissonanz unser gutes Einvernehmen getrübt habe, — ein Zeugnis, das mir aus diesem Munde besonders lieb war und deshalb in meinem Gedächtnis haftet. — Die Schüler des Gymnasiums brachten mir einen Fackelzug und überreichten mir einen schönen silbernen Pokal, der noch heute ein Prunkstück meines Speisezimmers bildet.

Am 29. Februar 1880 langte ich mit meiner Frau und meinem sechsjährigen Söhnchen in Petersburg an, wo wir uns in der großen, noch wenig möblierten Amtswohnung recht unbehaglich fühlten. Das Lehrerkollegium überreichte mir auf silbernem Tablett „Salz und Brot", eine Freundlichkeit, die mich einerseits freute, andrerseits aber doch fremdländisch berührte. — Am 3. März wurde ich in Gegenwart des hohen Patrons der Petrigemeinde, des Kirchenvorstandes, des Lehrerkollegiums und einer großen Schar Schüler und Schülerinnen durch einen feierlichen Akt in das Amt des Direktors eingeführt.

Die nächsten Wochen gingen mit den unerläßlichen Antrittsvisiten hin. Mein erster Besuch galt natürlich dem hohen Patron der Petrigemeinde, Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Prinzen Peter von Oldenburg, der stets ein warmes Interesse für das Wohlergehen der Petrischule zeigte. Aber wie das bei den hohen Herren ohne Fachkenntnisse nicht anders sein kann, — sie bekunden ihre Teilnahme durch konventionelle Fragen, die nicht den Kern der Sache berühren, und durch Besuche der Lehranstalten, in denen sie für einige Stunden eine gewisse Störung der geregelten Arbeit verursachen und sich dann unter gegenseitigen Liebenswürdigkeiten entfernen, ohne etwas von dem gesehen zu haben, was man ihnen nicht zeigen wollte.

Auch meine Unterredungen mit unserem leutseligen hohen Patron verliefen stets im Geleise solcher förmlicher Pflichtbesuche. Leider wurde die Sprache des Prinzen infolge einer einseitigen Gesichtslähmung sehr unverständlich. Während ich ihn nun bei seinen Besuchen der Petrischule durch alle Räume der beiden Schulhäuser geleitete, murmelte der alte Herr beständig Fragen, deren Wortlaut ich zum größten Teil nicht verstehen konnte und daher mit dem üblichen: „Jawohl, Kaiserliche Hoheit" beantwortete. Was mag ich dabei nicht alles bejaht und zugegeben haben! Mir waren diese Besuche daher höchst peinlich, und ich war froh, daß sie bald aufhörten und ich der sehr problematischen Antworten überhoben wurde.

Als der Prinz Peter von Oldenburg im nächsten Jahre zur letzten Ruhe geleitet wurde, befand ich mich im Trauerzuge. Beim Baltischen Bahnhof hatte ich nicht bemerkt, daß ich in nächster Nähe der Batterie stand, die dem

hohen Toten den letzten Scheidegruß nachdonnerte. Glücklicherweise war das Trommelfell meiner Ohren nicht geplatzt, aber der Schreck war nicht gering.

Nach dem Tode des Prinzen Peter von Oldenburg fand der Kirchenvorstand keinen neuen Patron, der durch seine hohe, einflußreiche Stellung der Gemeinde und Schule in wichtigen Angelegenheiten hätte von Nutzen sein können. Diesen Mangel eines mächtigen Schutzes hatten wir bei dem Angriff auf die deutsche Unterrichtssprache durch den Kurator M. N. Kapustin bald zu beklagen.

Als ich mich beim Unterrichtsminister, dem Grafen Dmitri Andrejewitsch Tolstoi, anmelden ließ, erschien gleich darauf ein Beamter und fragte mich im Auftrage des Grafen, welche Sprache ich am liebsten spräche. Die großzügige Liebenswürdigkeit des feinen russischen Aristokraten berührte mich sehr wohltuend. So unbedeutend dieses kleine Ereignis an sich sein mag, es bezeugt doch deutlich, daß damals, im Jahre 1880, noch nicht ein engherziger nationalistischer Antagonismus gegen fremdsprachige russische Untertanen herrschte und daß der Deutsche noch freundlich angesehen wurde.

Der Minister redete mich deutsch an, und wir kamen nach den ersten formellen Fragen und Antworten in eine lebhafte Unterhaltung über die Petrischule und das russische Schulwesen.

„Was ist Ihrer Ansicht nach der Grund, daß im Vergleich mit Deutschland und Österreich bei uns nur so wenige Schüler den vollen Gymnasialkursus absolvieren?" fragte mich der Graf Tolstoi.

Das war ein heikles Thema. Ich konnte doch dem Minister unmöglich sagen, daß er selbst zum großen Teil die Schuld an dieser traurigen Erscheinung trage, weil er 1870 die Reform der Gymnasien überstürzt, ohne die unerläßliche Vorbereitung eines geeigneten Lehrpersonals und ohne eine ganz allmähliche Verstärkung und Vertiefung des altsprachlichen Unterrichts durchgeführt habe. So hielt ich mich denn an die übrigen Ursachen, die mir gerade einfielen.

„Wenn bei uns der Prozentsatz der Schüler, die vor der Abiturientenprüfung das Gymnasium verlassen, höher ist als in Westeuropa, so beruht das wohl nicht auf einer einzigen Ursache, sondern es wirken hier, wie bei jeder sozialen Erscheinung, viele Umstände zusammen. Bei uns in Rußland gibt es für die weitere Fortbildung nach der Elementarschule fast nur das klassische Gymnasium. Die wenigen Realschulen sind so überfüllt, daß sie dem Bedürfnis nicht annähernd genügen. Daher strömt bei uns ein sehr buntscheckiges und zum Teil minderwertiges Schülermaterial ins Gymnasium. Viele Eltern lassen ihre Söhne bloß deshalb 4 oder 5 Klassen des Gymnasiums besuchen, weil keine andere allgemein bildende Mittelschule vorhanden ist. In Deutschland ist das anders. Dort haben die Elementarschulen 6 bis 8 Lehrstufen mit Jahreskursus, dort gibt es außerdem in den Städten

gute Bürgerschulen und allerlei Fachschulen, die von solchen Schülern besucht werden, welche nicht auf die Universität oder eine technische Hochschule wollen. Wir aber haben zur Entlastung der Gymnasien noch viel zu wenig von solchen Mittelschulen."

Diese Äußerung schien den Grafen Tolstoi nicht angenehm zu berühren. Er war sehr ernst geworden und blies den Rauch seiner Zigarette nachdenklich in die Luft. Dann fragte er: „Haben Sie in Riga auch beobachtet, daß russische Schüler die alten Sprachen nur höchst ungern betreiben?"

„Das zu beobachten habe ich bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, weil das Stadtgymnasium in Riga ausschließlich von Schülern deutscher oder lettischer Nationalität besucht wird. Aber gehört habe ich diese Behauptung schon oft. Die Abneigung der russischen Jugend gegen die alten Sprachen mag zum Teil dadurch zu erklären sein, daß die Lehrer dieser wichtigsten Gymnasialfächer gegenwärtig meist Czechen, Polen oder Deutsche sind, welche die russische Sprache nicht vollkommen beherrschen und keinen inneren Kontakt mit ihren Schülern finden. Wegen ihres geringen Wortschatzes lehren sie auch an den Autoren hauptsächlich Grammatik und dadurch wird ihr Unterricht trocken und langweilig. Der Schüler überträgt diese Empfindung aber auf den Lehrgegenstand."

„Ja, ja, das kann wohl auch mitwirken," meinte der Minister. „Aber das ist nur ein Übergangsstadium. Wir werden hoffentlich bald eine genügende Zahl tüchtiger russischer Philologen haben."

Oft habe ich späterhin dieser Unterredung gedenken müssen, wenn ich sah, wie in Rußland die Volksbildung gefördert wird. Geldanweisungen, Programme, Schulhäuser sind die Hauptfaktoren, — die pädagogische Heranbildung eines Stabes tüchtiger Lehrer bleibt Nebensache. Und doch hängt der Wert der Schule unmittelbar von der Tüchtigkeit der Lehrenden ab. — Ein Besuch der „Allrussischen Ausstellung" in Nishny-Nowgorod im Jahre 1896 gewährte mir in der Abteilung für Unterrichtswesen einen geradezu erschütternden Einblick in die methodische Rückständigkeit des russischen Elementarunterrichts. Die meisten inneren Gebiete waren in Bezug auf das Volksschulwesen sowohl quantitativ als auch qualitativ unglaublich weit hinter Deutschland und den Ostseeprovinzen zurückgeblieben.

Wenn ich mir dann die Frage stellte, wie man es wohl angreifen müßte, die russische Volksbildung tatkräftig und erfolgreich zu heben, so kam ich immer wieder auf einen toten Punkt. Vor allem müssen wir tüchtige Elementarlehrer in genügender Menge ausbilden. Gut; wir errichten also in jedem Gouvernement eine ausreichende Zahl von Seminaren. Sehr schön! Aber wo nehmen wir nun die Seminarlehrer für die Anstalten her? Da stock ich schon. Mit einigen Dutzenden ist uns nicht geholfen, wir brauchen Hunderte. Wo könnten nun diese Seminarlehrer in Rußland die nötige pädagogische Ausbildung erhalten, eine so umfassende und so gründliche Aus-

bildung, daß ſie junge Leute zu brauchbaren Volksſchullehrern zu erziehen wiſſen? Hic haeret! — — — — — — — — — — — — — — —

Von meinen übrigen Beſuchen bei hochgeſtellten Beamten möchte ich nur noch den bei dem Wirkl. Geheimrat Iwan Dawidowitſch Deljanow, dem ſpäteren Unterrichtsminiſter und Grafen, erwähnen. Deljanow war damals Chef der Anſtalten der Kaiſerin Maria Feodorowna. Obgleich ich direkt nichts mit ihm zu tun hatte, hielt ich es doch im Hinblick auf unſere Töchterſchule für geboten, mich dem einflußreichen Herrn vorzuſtellen. Er empfing mich ſehr freundlich und erwiderte nach einigen Wochen meinen Beſuch. Als ich ihm auf ſeine Frage ſagte, daß ich in Dorpat ſtudiert habe, hielt er eine begeiſterte Lobrede auf meine alma mater.

„Ich habe", fuhr er in ſeinem etwas ruſſiſch gefärbten Deutſch fort, „auf Allerhöchſten Befehl vor Kurzem alle Univerſitäten des ruſſiſchen Reichs beſichtigt. Aber ich habe nur eine einzige universitas litterarum gefunden, — Ihr Dorpat. Nur in Dorpat lehrt man wiſſenſchaftlich arbeiten, nur dort ſpürt man bei den Studenten und Profeſſoren den friſchen Geiſt der Wiſſenſchaft, der Freude an ſelbſtändigem Forſchen hat. An den anderen Univerſitäten Rußlands wird auch gearbeitet, gewiß, — aber in ganz anderer Art. Die Studenten büffeln dort vom erſten Semeſter an zum Examen. Sie haben gar keine Zeit zu einer ſelbſtändigen wiſſenſchaftlichen Arbeit. Die fleißigen Studenten lernen wie Schüler, — nun, ſagen wir, wie auf einem höheren Gymnaſium — das auswendig, was ihnen der Profeſſor vorträgt, am beſten wörtlich. Damit machen ſie dann das Examen in den nächſten Kurſus. Das iſt doch kein wiſſenſchaftliches Studium!"

So urteilte der ſehr kluge und feingebildete J. D. Deljanow im Jahre 1880 über Dorpat und die übrigen Univerſitäten Rußlands. Aber die Erkenntnis des hohen Wertes der baltiſchen Hochſchule hinderte ihn nicht, nach wenigen Jahren dieſe gerühmte einzige universitas litterarum Rußlands nivellierend auf die gleiche Stufe der übrigen ruſſiſchen Univerſitäten hinabzudrücken.

Trotz ſeiner klaren Einſicht in die Schulverhältniſſe der Oſtſeeprovinzen trat der Miniſter Deljanow dem Übereifer der Ruſſifikatoren nicht entgegen. Im Gegenteil, er ließ ſich vom breiten Strom des ruſſiſchen Nationalismus treiben, wurde ein willfähriges Werkzeug der Grenzmarkenpolitik und — Graf.

Ich habe perſönlich nichts anderes als Freundliches von dem Miniſter Deljanow erfahren, auch nicht, nachdem ich ihm einmal meine Anſicht über die ſchroffe Ruſſifizierung der baltiſchen Schulen unumwunden ausgeſprochen hatte. Als der Miniſter die nützliche Wirkſamkeit der deutſchen Kirchenſchulen in Petersburg und Moskau lobte, ergriff ich die Gelegenheit, ihm den traurigen Zuſtand der deutſchen Schulen in den Oſtſeeprovinzen zu ſchildern, der eine Folge der unpädagogiſchen und ſchroffen Art ihrer Ruſſifizierung ſei. Ich ſuchte mein abfälliges Urteil durch Beiſpiele zu illuſtrieren. Baltiſche Freunde, ſagte

ich dem Minister, haben mir geklagt, wie ihre Kinder oft nicht einmal wüßten, welchen Lehrstoff der Lehrer ihnen vorgetragen habe, ob Geschichte oder Geographie. Außer in der russischen Sprache wären die Kenntnisse der Schüler jetzt in allen übrigen Fächern lückenhaft und ungenügend, der Lehrstoff könnte nur rein mechanisch angeeignet werden und die geistige Entwicklung der Jugend werde durch die fremde Unterrichtssprache geradezu gehemmt.

„Was wollen Sie", antwortete Deljanow achselzuckend, „diese eine Generation wird Schaden leiden. Da ist eben nichts zu machen. Dafür wird aber schon die nächste Generation die russische Sprache vollkommen verstehen, und dann werden alle Schwierigkeiten im Unterricht fortfallen."

Und dabei war Graf Deljanow von großer Liebenswürdigkeit und teilnehmender Hilfsbereitschaft. Jedem, der ihn darum bat, gab er eine Empfehlung auf seiner Visitenkarte oder er schrieb sogar einen Brief im Interesse des Bittstellers. Als Direktor der Petrischule habe ich nicht selten Personen mit solchen Empfehlungen des Ministers empfangen. Natürlich konnte ich seine Bitte um Anstellung des warm Empfohlenen niemals erfüllen. Gelegentlich eines Morgenbesuches beim Grafen Deljanow (er empfing von 8 bis 9 Uhr) entschuldigte ich mich einmal deshalb mit dem Mangel von Vakanzen im Lehrerkollegium.

„Ich bitte Sie", sagte Deljanow lächelnd, „machen Sie sich doch keine Gedanken darüber. Ich gebe jedem, der mich darum bittet, eine Empfehlung. Werfen Sie meine Karte nur ruhig in den Papierkorb."

Dieses Verhalten charakterisiert vortrefflich das Wesen des hohen Beamten: keine Bitte abschlagen, — aber nichts gewähren.

Da meine Gedanken dadurch mehr und mehr in den Bannkreis der büreaukratischen Sphäre geraten sind, mögen noch einige andere Erlebnisse mit meinen Kronsvorgesetzten hier erwähnt werden.

Die Kuratoren des Petersburger Lehrbezirks zeigten sich stets freundlich und wohlwollend gegen die Petrischule und ihre Leitung. Bei jeder Gelegenheit erkannten sie den guten Geist und die befriedigenden Leistungen der Schüler offen an, und bei keinem Kurator — außer bei M. N. Kapustin — habe ich jemals eine Animosität gegen das Sonderwesen der deutschen Kirchenschulen gespürt. Sofern diese die Forderungen der Normalprogramme und der gesetzlichen Vorschriften erfüllten, ließ man sie bei ihrer deutschen Eigenart.

Unter dem Kurator Iwan Petrowitsch Nowikow, einem General, wurden die leidigen Versetzungsexamina am Schluß des Schuljahrs wieder einmal für jede Klasse genau vorgeschrieben und streng gefordert. Nun war ich schon in Riga ein entschiedener Gegner dieser höchst unpädagogischen Maßregel gewesen, und die Erfahrung hatte meine Meinung noch gefestigt. Daher war ich entschlossen, die Petrischule vor den Nachteilen der systematischen Versetzungsprüfungen zu bewahren. Der Gehilfe des Kurators erkundigte sich bei mir, weshalb ich die Termine dieser Prüfungen noch nicht angegeben hätte. Ich

legte ihm meine Stellung zur Sache klar und betonte, die vielen Verſetzungsexamina verſtießen ſo ſehr gegen meine pädagogiſchen Überzeugungen, daß ich ſie nicht einführen könnte.

Nach einigen Tagen erſchien der Kurator J. P. Nowikow in persona und ließ ſich meine Gründe gegen die Einführung der vorgeſchriebenen Verſetzungsprüfungen ausführlich darlegen. Seine Einwände konnte ich leicht entkräften, und ſo blieb ihm nur der Weisheit letzter Schluß übrig: der Vorſchrift des Miniſters müſſe gehorcht werden.

„Exzellenz", erwiderte ich, „beantworten Sie mir gütigſt eine Frage. Sind die Leiſtungen der Petriſchüler beim Abiturium in irgend einem Fach geringer als die der Kronsgymnaſiaſten?"

„Nein, durchaus nicht", antwortete der Kurator. „Sie wiſſen, daß ich die Petriſchule ſehr ſchätze."

„Dann laſſen Sie uns doch weiter nach unſerer gewohnten Art unterrichten und verſetzen. Der Miniſter hat bei ſeiner Verordnung über die Verſetzungsprüfungen ſicherlich nicht an die deutſchen Kirchenſchulen gedacht."

Das leuchtete dem Kurator ein, und wir verſetzten die Schüler nach wie vor ohne die vielen zeitraubenden und irreführenden ſchriftlichen und mündlichen Examina.

Als Militär war der Kurator J. P. Nowikow ein großer Freund des Gymnaſtikunterrichts und betrieb eifrig die Einführung von ſoldatiſchen Marſchierübungen in die Schulen. Da dieſe langweiligen und ſehr ermüdenden Frontübungen für die körperliche Entwickelung der Knaben von gar keinem Wert ſind, ſo beeilte ich mich nicht, der betreffenden kuratoriſchen Vorſchrift Folge zu geben. Aber in dieſem Falle verfingen meine pädagogiſchen Einwendungen nichts, der Kurator ritt ſein Steckenpferd — das militäriſche Marſchieren — und da wir uns in dieſer Frage abſolut nicht einigen konnten, mußte ich als der ſchwächere Teil nachgeben. Ein äußerliches Hindernis, daß nämlich unſer tüchtiger Turnlehrer als Reichsdeutſcher das ruſſiſche Marſchier-Reglement nicht kenne, beſeitigte der Kurator dadurch, daß er mir einen zum Lehrer vorzüglich geeigneten Offizier ſenden wollte. Nach einigen Tagen erſchien der warm empfohlene ruſſiſche Leutnant, und wir vereinbarten im Januar 4 wöchentliche Lehrſtunden im Marſchieren bis zum Schluß des Semeſters. Unter Aſſiſtenz unſeres Turnlehrers, der für Disziplin ſorgen mußte, nahmen die langweiligen Übungen einen glatten Verlauf, und ſchon in zwei Monaten hatten die Schüler erfreuliche Fortſchritte gemacht. Da kam der Leutnant zu mir und bat mich flehentlich, ihm das Honorar bis zum Schluß des Semeſters auszahlen zu laſſen, da er durch Unglück in eine ſchlimme pekuniäre Lage geraten ſei. Ich gewährte ihm ſeine Bitte, und der Herr Leutnant — ward in der Petriſchule nicht mehr geſehen. Unſer tüchtiger Turnlehrer hatte ihm jedoch längſt alle Fineſſen des ruſſiſchen Exerzierreglements abgeguckt und ſogar die ruſſiſchen Kommandoworte erlernt. So ſetzte

er denn viel schneidiger und präziser als sein durchgebrannter Vorgänger die Marschierübungen fort. Als der Kurator Nowikow gegen Ende des Semesters eine Revue über acht unserer Klassen abhielt, klappte alles so vorzüglich, daß der alte General unserem Turnlehrer gerührt dankte. Die Schüler hatten ihre Sache aber auch wirklich ganz famos gemacht!

Dieser rühmliche Glanzpunkt der „Militärgymnastik" bedeutete aber auch ihren Schluß. Die Übungen wurden im nächsten Schuljahre nicht mehr aufgenommen, denn an Stelle des Generals J. P. Nowikow war als Kurator der Geheimrat Michail Nikolajewitsch Kapustin aus Riga nach St. Petersburg übergeführt worden.

Gleich meine erste Begegnung mit dem neuen Kurator erfüllte mich mit Sorge um die Zukunft der deutschen Kirchenschulen. Ich war eines Vormittags ins Departement der Volksaufklärung zitiert worden, um mich dem neuen Chef des Lehrbezirks vorzustellen. Im Wartezimmer traf ich meinen lieben, hochgeschätzten Kollegen Dr. Joseph Koenig, der seit 1884 Direktor der Annenschule war. Wir waren natürlich höchst gespannt, wie sich der Kurator Kapustin zu den deutschen Schulen stellen würde.

Als der ältere Direktor betrat ich zuerst die Höhle des alten Löwen. Im Zimmer befand sich auch der Gehilfe des Kurators, Leonid Iwanowitsch Lawrentjew, der mich vorstellte. Nach der formellen Begrüßung hielt mir der Kurator Kapustin einen längeren Vortrag über die Notwendigkeit, in den Schulen auch für das physische Wohl der Zöglinge zu sorgen. Ich blickte meinen neuen Chef verwundert an und wußte nicht, worauf er zielte. Bevor ich aber etwas erwidern konnte, erklärte ihm L. I. Lawrentjew, daß in der Petrischule für das physische Wohl der Zöglinge durch guten Turnunterricht, Frühstück, ärztliche Besichtigung und Behandlung usw. auf das Beste gesorgt werde.

Der Kurator äußerte seine Zufriedenheit und fuhr dann freundlicher fort: „Es wird ein ganz falsches Gerücht über meine Stellung zu den deutschen Kirchenschulen verbreitet. Man erzählt, daß ich die Absicht hätte, die deutsche Unterrichtssprache zu beschränken. Haben auch Sie das gehört?"

„Nein, Exzellenz", erwiederte ich, „dieses Gerücht habe ich nicht vernommen."

„Nun, das freut mich. Glauben Sie nur ja nicht solchen falschen Gerüchten. Ich habe nur das Beste über die hiesigen deutschen Schulen gehört und beabsichtige nicht, etwas an ihrer Organisation zu ändern. In den Ostseeprovinzen liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Dort spielen politische Erwägungen mit, und daher mußte dort die russische Unterrichtssprache eingeführt werden. Aber dieser Gesichtspunkt fällt hier inmitten einer russischen Umgebung fort. Beunruhigen Sie sich daher nicht. Sie haben von mir nichts zu befürchten. Ich werde sehr bald die Petrischule besuchen und freue mich, sie persönlich kennen zu lernen.

Sogleich nach meiner Audienz wurde Direktor J. Koenig zum Kurator gebeten. Wir konnten also kein Wort mit einander wechseln. Ich sah meinen Kollegen nur ernst an und zuckte die Achseln. Als Koenig aus dem Kabinett des Kurators zurückkehrte, hatte auch seine Mine sich verdüstert, und wir verließen schweigend das Departement.

Auf der Straße bat mich Direktor Koenig, ihm möglichst genau Kapustins Worte zu wiederholen. Da stellte sich denn heraus, daß er uns beiden fast wörtlich dasselbe gesagt hatte. Was beabsichtigte Kapustin mit seiner unmotivierten Selbstverteidigung? Weshalb betonte er sein Wohlwollen für die deutschen Kirchenschulen, die er offenbar garnicht kannte? Weshalb suchte er etwaige Gerüchte zu entkräftigen, um uns zu beruhigen?

Das alles gab uns zu denken und ließ die Absichten unseres neuen Chefs in düsterem Licht erscheinen. Offenbar wollte Kapustin uns in vertrauensvolle Sicherheit einlullen, weil er einen Angriff auf die deutsche Unterrichtssprache plante.

Schon nach wenigen Monaten zeigte es sich, wie begründet diese Befürchtung war. Ohne auch nur eine der vier deutschen Kirchenschulen besucht zu haben, unterzog der Kurator M. N. Kapustin diese altehrwürdigen Lehranstalten in einer Sitzung des Gelehrten Komitees des Unterrichtsministeriums einer vernichtenden Kritik.

Diese Schulen, soll er ausgeführt haben, hätten Rußland nicht den geringsten Nutzen gebracht, sondern nur geschadet, indem sie die Jugend in unpatriotischem Geiste erzogen und viele russische Kinder germanisierten. Jetzt, wo in den baltischen Schulen die russische Unterrichtssprache eingeführt sei, nähmen die deutschen Kirchenschulen Kinder aus den Ostseeprovinzen als Konterbande auf. Auch in wissenschaftlicher Beziehung hätten die deutschen Kirchenschulen bisher nichts geleistet, und ihre Existenz als Fremdkörper im russischen Reich sei durch nichts berechtigt. Daher wäre es geboten, diese Schulen ihrer Sonderstellung und Vorrechte zu entkleiden.

Die übertriebene Schärfe des Angriffes rief als Reaktion natürlich eine besonders warme Verteidigung der Kirchenschulen hervor, und es entspann sich eine lebhafte Debatte unter den Gliedern des Gelehrten Komitees, von denen ein sehr angesehener Pädagog sich als ehemaliger Annenschüler bekannte.

Auf der nächsten Sitzung sollte über den Antrag des Kurators Kapustin entschieden werden. Ein den Kirchenschulen freundlich gesinntes Mitglied des Gelehrten Komitees bat Direktor Koenig und mich um Material zur Widerlegung der unhaltbaren Behauptungen des Kurators. Wir sollten eine Liste namhafter Personen, die ihre Schulbildung in der Annen- oder Petrischule genossen haben, anfertigen, und ferner angeben, wieviel Knaben wir in den letzten Jahren aus den Ostseeprovinzen aufgenommen hätten.

Mit Hilfe des in Personalfragen vorzüglich unterrichteten Inspektors Collins fiel es nicht schwer, eine mehrere Bogen lange Liste früherer Petri-

ſchüler zuſammenzuſtellen, die als Akademiker, Profeſſoren, Generäle, hohe Zivilbeamte, hervorragende Ärzte, Techniker u. ſ. w. dem ruſſiſchen Staate und der ruſſiſchen Geſellſchaft unbeſtreitbar großen Nutzen gebracht hatten. Mit einer gleichen Liſte hervorragender Männer konnte die Annenſchule aufwarten, der beſonders viele hohe Staatsbeamte ihre Schulbildung verdanken. — Aus den Oſtſeeprovinzen hatten wir nur verſchwindend wenige Schüler aufgenommen.

Das Verleſen dieſes ſchlagenden Materials im Gelehrten Komitee ſoll auf den Geſichtern der würdigen Herren erſt ein wohlwollendes Schmunzeln hervorgerufen haben, das aber, als die Liſten ſchier kein Ende nehmen wollten, zum lauten Lachen wurde. „Genug, genug“, rief man von allen Seiten. Dieſes Gelächter war das Totengeläute des Kapuſtinſchen Angriffs gegen die deutſche Unterrichtsſprache der Kirchenſchulen.

Aber ganz ohne Folgen blieben die Machinationen Kapuſtins gegen die Kirchenſchulen doch nicht. Er wußte es beim Miniſter Deljanow durchzuſetzen, daß die allgemeine Geſchichte, mit Ausnahme der Geſchichte des Altertums, fortan in ruſſiſcher Sprache gelehrt werden mußte. Maßgebend für dieſe Änderung war die Anſicht, daß die hiſtoriſchen Ereigniſſe in deutſchen Lehrbüchern nicht vom national ruſſiſchen Standpunkt dargeſtellt und beleuchtet würden. Sie waren freilich nicht von Ilowaiſki verfaßt!

Im perſönlichen Verkehr war der Kurator Kapuſtin äußerlich liebenswürdig und von gewinnendem Entgegenkommen. Aber er handelte anders, als er ſich zeigte. So fanden z. B. mehrere Jahre hindurch die üblichen Vorſtellungen der Petriſchule zu Belohnungen ihrer Lehrer durch Orden keine Berückſichtigung. Als ich hierüber im Schuldirektorium referierte, erbot ſich der ſehr energiſche und kluge Präſident des Kirchenrats, Senator Nikolai von Tuhr, den Kurator Kapuſtin perſönlich nach den Gründen dieſer Zurückſetzung der Petriſchule zu fragen. Der Kurator ſuchte natürlich zuerſt nach allerlei Ausreden, dann aber gab er als Grund an, in der Petriſchule herrſche kein echter patriotiſcher Geiſt. Da aber kam er bei einem Nikolai von Tuhr ſchlecht an! Unſer ſchneidiger Präſident, der ſelbſt Petriſchüler geweſen war und ſeine alte Schule treu liebte, machte ihm den wahren patriotiſchen Standpunkt unumwunden klar und fragte den Kurator, ob er vielleicht glaube, den Patriotismus allein gepachtet zu haben. — Das Auftreten des Herrn von Tuhr muß einen nachhaltigen Eindruck auf den Kurator Kapuſtin gemacht haben, denn ſeit dieſer Ausſprache wurde jede unſerer Ordensvorſtellungen anſtandslos genehmigt.

Auch ein anderer Fall bewies mir, daß man durch feſtes Auftreten bei M. N. Kapuſtin viel erreichen konnte. Die Lehrerkonferenz der Petriſchule hatte zwei Realſchüler der Handelsabteilung, beide ruſſiſcher Nationalität, nicht zum Schlußexamen zugelaſſen, weil die Kenntniſſe dieſer Schüler infolge großer Läſſigkeit im Schulbeſuch und noch größerer Faulheit in faſt allen

Fächern ungenügend waren. Am Tage vor dem Beginn der schriftlichen Prüfungen sandte mir der Kurator Kapustin die an ihn gerichteten Bittschriften dieser beiden Schüler, welche sich über die ungerechte Zurückstellung beklagten, da sie nur in einem einzigen Fache eine ungenügende Zensur erhalten hätten; sie baten daher den Kurator, im Hinblick auf ihre ärmlichen Verhältnisse ihre Zulassung zum Schlußexamen zu verfügen. — Ohne mein Gutachten über diese Bittschriften verlangt zu haben, hatte der Kurator seine Entscheidung an den Rand jeder Bittschrift geschrieben: „Ich verfüge, den Schüler N. N. zum Examen zuzulassen."

Das war ein in der Schulpraxis unerhörter Übergriff der höheren Instanz. Die gewissenhaft erwogene Entscheidung der Lehrerkonferenz durfte der Kurator nicht einfach umstoßen! Wollte ich aber einen Konflikt zwischen Kapustin und einer deutschen Kirchenschule vermeiden, so mußte ich den Kurator noch heute zur Zurücknahme seiner formell und sachlich unrichtigen Entscheidung bewegen. Wie aber, wenn Kapustin durch diese Eigenmächtigkeit gerade einen Konflikt mit der Petrischule herbeiführen wollte? Wenn er nun bei seiner Entscheidung beharrte, und ihre Nichterfüllung als Auflehnung gegen die Obrigkeit ausbeutete? Nach allem, was wir bereits erlebt hatten, war das wohl möglich.

Um mir den Rücken zu decken und einen Stützpunkt in dieser fatalen Affäre zu gewinnen, suchte ich den mir seit Jahren gut bekannten Gehilfen des Unterrichtsministers Nikolai Miljewitsch Anitschkow, auf, trug ihm die Sache konfidentiell vor und bat ihn um seinen Rat. Anitschkow war über die Eigenmächtigkeit des Kurators entrüstet und riet mir, die beiden Schüler nicht zum Examen zuzulassen, ihre Bittschriften mit der Entscheidung des Kurators aber morgen früh dem Minister zu überreichen. Er, Anitschkow, würde um 9 Uhr beim Minister sein und dort meine gute Sache vertreten. — Ich dankte ihm, wandte aber ein, daß ich doch zuerst versuchen müßte, ob der Kurator seine unhaltbare Verfügung nicht von sich aus zurücknehmen würde. Kapustin sei doch mein nächster Vorgesetzter, über den hinweg ich mich nicht an die höhere Instanz wenden dürfte. „Warum denn nicht?" meinte Anitschkow. „Michail Nikolajewitsch hat Ihnen doch das Beispiel gegeben, wie man's machen muß. Verdient hat er diese Rücksicht nicht, aber tun Sie, was Sie für richtig halten."

Ich versprach Anitschkow, daß ich ihm über das Resultat meiner Unterredung mit Kapustin sogleich schreiben werde, und ging kampfbereit zum Kurator. Mein vorsorgliches Rüstzeug erwies sich jedoch als ganz unnütz. Als ich dem Kurator kategorisch erklärte, daß ich als Direktor eine Verfügung, welche die Autorität der Lehrerkonferenz vernichte, nicht ausführen könnte, und ihm sodann darlegte, weshalb ich seine Entscheidung in diesem Falle für formell und sachlich unrichtig hielte, — erklärte Kapustin zu meinem Erstaunen seine volle Übereinstimmung mit meiner Auffassung. Er hätte den Beschluß

der Lehrerkonferenz durchaus nicht umstoßen wollen, sondern nur verfügt, die beiden Schüler zum Examen zuzulassen, — falls die Konferenz es für möglich erachte. Die Kühnheit dieser Logik imponierte mir nicht wenig. „Sehr gut, Exzellenz", sagte ich noch immer mißtrauend, „wenn Sie das so gemeint haben, dann bitte ich Sie, Ihre Resolution auch in diesem Sinne auf die Bittschriften zu schreiben."

„Mit dem größten Vergnügen", sagte der Kurator, setzte sich an den Schreibtisch und fügte seiner kategorischen Resolution den kontradiktorischen Nachsatz hinzu: „falls der pädagogische Konseil es für geeignet halten sollte." Damit hatte er den Sinn seiner ersten Entscheidung tatsächlich aufgehoben.

Sehr zufrieden mit diesem Erfolg steckte ich die beiden erledigten Bittschriften in die Tasche, und wir plauderten noch ein Weilchen über die Organisation der Realschulen. Dabei stellte sich heraus, daß M. N. Kapustin der Ansicht war, die Handelsabteilung einer russischen Realschule bestände aus sieben aufsteigenden Klassen. Mein Widerspruch mit der Berufung auf die Tatsache, daß ich seit Jahren Leiter einer solchen Handelsabteilung sei, überzeugte den Kurator nicht. „Dann ist es nur an Ihrer Petrischule so", erwiderte er, suchte den Ustaw der Realschulen hervor und blätterte in ihm. „Sie haben Recht", sagte er, „die Handelsabteilung hat wirklich nur sechs Klassen".

Zur Zeit meines Amtsantritts war der oben erwähnte Nikolai Miljewitsch Anitschkow Bezirksinspektor, wurde dann Direktor des Departements im Ministerium der Volksaufklärung und schließlich Gehilfe des Ministers. In allen diesen Stellungen habe ich mit ihm zu verhandeln gehabt und in ihm stets einen sehr klugen, gerechten und gefälligen Beamten geschätzt, dem ich manchen guten Rat verdankte. Gleich im Beginn unserer amtlichen Beziehungen sagte er mir etwa Folgendes: „Sie kennen die hiesigen Verhältnisse noch nicht. Da darf ich Ihnen wohl einen Rat geben. Nehmen Sie niemals Schüler russischer Nationalität auf, falls diese nicht die deutsche Sprache so weit beherrschen, daß sie dem Unterricht ohne Schwierigkeiten folgen können. Jeder Russe, der in einer deutschen Kirchenschule nicht gut vorwärts kommt, gereicht dieser Schule zum Nachteil. Die Eltern sind mit der deutschen Schule unzufrieden, geben ihr die Schuld, wenn das Kind nicht gute Fortschritte macht, und schimpfen im Kreise ihrer Bekannten auf die fremde Schule. — Aber auch das Kind selbst fühlt sich in der Schule nicht wohl, weil ihm der Unterricht viel zu schwer ist, da es nicht alles voll verstehen und richtig auffassen kann. Wenn ein solcher Schüler wegen mangelhafter Fortschritte die deutsche Schule verläßt und in einer russischen gut vorwärts kommt, wird er auch im späteren Leben den deutschen Kirchenschulen nicht freundlich gesinnt sein. — Aber noch aus einem anderen Grunde sollten Sie solche Schüler sich fernhalten. Kinder, welche die Unterrichtssprache nicht beherrschen, hemmen in ihrer Klasse den Unterricht und drücken das Niveau

der Schule allmählich hinunter. Denn wenn sie Fortschritte machen sollen, müssen sich die Lehrer ihnen ganz besonders widmen, und dadurch entziehen sie die Zeit den übrigen Schülern. Das muß allmählich auf die Leistungen der ganzen Klasse nachteilig wirken. Die Leistungen der Kirchenschulen müssen aber immer auf der Höhe der Normalprogramme bleiben. Denn nur in den voll befriedigenden Leistungen und in der guten Disziplin sieht die Regierung die Existenzberechtigung der deutschen Kirchenschulen. Diese müssen daher aus Gründen der Selbsterhaltung für ein gutes Schülermaterial und ein tüchtiges Lehrerpersonal sorgen und sich nicht durch zu weit gehende Nachsicht bei der Aufnahme rein russischer Kinder von ihrer eigentlichen Aufgabe ablenken lassen."

Diese klugen Erwägungen eines Regierungsbeamten, der durchaus nicht für deutschfreundlich galt, habe ich in der Praxis nach Möglichkeit zu beachten gesucht. Es ist den Kirchenschulen ein Leichtes, ihre unteren Klassen übermäßig zu füllen, wenn sie Kinder ohne genügende Kenntnis der deutschen Umgangssprache aufnehmen. Die stattliche Schülerzahl der einzelnen Klassen scheint auf den ersten Blick sogar manche Vorteile zu bieten. Erstens dient sie als Beweis der Wertschätzung der deutschen Schule im Publikum, sodann gewährt sie der Schule größere Einnahmen an Schulgeld. Letzteres — der nervus rerum — erscheint als wesentliches Moment bei der unaufhaltsamen Steigerung aller Ausgaben für Gehalt und Hygiene. Aber trotz dieses praktischen Nutzens einer großen Frequenz bin ich der Überzeugung, daß der Fortbestand deutscher Kirchenschulen mit den Rechten der entsprechenden Kronsanstalten in Rußland nur solange gesichert ist, als die deutsche Schule ihre wichtige kulturelle Aufgabe in rechter Weise erfüllt, indem sie auf dem Boden deutscher Pädagogik verbleibt, im evangelischen Geiste erzieht und in deutscher Sprache unterrichtet. Gerade was ihre Sonderart bedingt, gibt der deutschen Schule ihren wahren Wert, ist die Quelle ihrer Kraft zu ersprießlicher Arbeit und zur erfolreichen Abwehr nivellierender Tendenzen. Dadurch wird eine gewisse Exklusivität für die evangelischen Kirchenschulen zur unerläßlichen Lebensbedingung. Die weise Beschränkung auf den Kreis der ursprünglichen Bestimmung ist daher weder engherzig, noch intolerant, sondern vielmehr der natürliche Selbsterhaltungstrieb eines eigenartigen, zielbewußten Organismus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine erste pädagogische Aufgabe in St. Petersburg war natürlich, mich mit dem Betriebe der großen Petrischule, mit meinen vielen Mitarbeitern und ihren Leistungen bekannt zu machen. Diese Arbeit wurde dem neuen Ankömmling durch die anfangs unvermeidlichen gesellschaftlichen Verpflichtungen oft erschwert. Ich war in Riga an die sich meist bis weit nach Mitternacht ausdehnende Geselligkeit der Residenz nicht gewöhnt gewesen und büßte nun durch sie an Frische und Stimmung ein. Als Provinzler besaß ich auch nicht die Gewandtheit der Causerie und pointierter Toaste. So fühlte ich mich gleich anfangs in

St. Petersburg nicht heimisch, und je mehr ich die Sitten und Lebensanschauungen der Residenz kennen lernte, desto weniger wurden sie mir sympathisch.

Das pädagogische Arbeitsfeld aber war groß und vielseitig und bot nach jeder Richtung hin lockende Aufgaben. Um in jeder der 32 Klassen, die ich vorfand, auch nur eine Stunde anzuhören, bedurfte es fast eines Monats. Und wie unzureichend und zufällig sind oft die Eindrücke einer einzigen Stunde! Ich mußte also eifrig hospitieren, wollte ich die Leistungsfähigkeit der Lehrenden und Lernenden auch nur einigermaßen kennen lernen.

Der Besuch der Lehrstunden durch den Direktor muß damals an der Petrischule nicht üblich gewesen sein, denn einige der älteren Lehrer verargten mir diese „Kontrolle", in der sie ein Zeichen des Mißtrauens erblickten. „Schon mehr als 25 Jahre unterrichte ich an der Petrischule", äußerte ein im Amt ergrauter, sehr beliebter Lehrer, „und jetzt hält dieser junge Direktor es für geboten, meinen Unterricht zu kontrollieren."

Ja, diesem „jungen Direktor" machten sein zu geringes Alter und noch mehr sein zu jugendliches Aussehen das schwere Amt gerade nicht leichter. Mit meinen 33 Jahren war ich tatsächlich jünger als fast alle Herren und Damen im Lehrerkollegium. Bartlos und von schmächtiger, mittelgroßer Figur machte meine äußere Erscheinung aber noch einen weit jüngeren Eindruck und hatte ganz und gar nichts Imponierendes. Als ich dem Generalsuperintendenten Laland meinen Antrittsbesuch machte, mußte ich im Wohnzimmer ein wenig warten. Da wurde die Tür zu seinem Arbeitszimmer geöffnet, ein junger Pastor trat heraus, sah mich an und sagte rückwärts gewandt: „Du, Laland, da will dich ein junger Mensch sprechen." Dieser „junge Mensch" stellte sich dem Generalsuperintendenten als Direktor der Petrischule vor, der junge Pastor aber war trotz seines stattlichen Aussehens noch ein Jahr jünger als ich.

Während ich mir einen möglichst genauen Einblick in den Zustand der Petrischule zu verschaffen suchte, traten aus dem Chaos der Eindrücke immer klarer und bestimmter die nächsten und wichtigsten Aufgaben einer inneren Reform hervor. Mein tatkräftiger Vorgänger Mag. H. Graff hatte zuerst für den äußeren Ausbau der wachsenden Schule sorgen müssen. Als er diese Aufgabe gelöst hatte und sich eben der inneren Reorganisation zuwenden wollte, riß ihn der Tod aus dem halbbeendeten Werk. Was nun seinem Nachfolger als Erbe zufiel, war vielleicht der schwierigere Teil der ganzen, dringend nötigen Reformarbeit, sicherlich war es der undankbarere Teil. Denn die stille pädagogische Tätigkeit im Innern einer Schule, die in den Lehrplänen, der Methode des Unterrichts, dem harmonischen Zusammenwirken vieler Kräfte zu einem gemeinsamen Ziele, in unzähligen scheinbar kleinen, aber für das Ganze nützlichen Einrichtungen und Anordnungen zum Ausdruck gelangt, — diese mühselige pädagogische Arbeit entzieht sich nicht bloß dem Auge des großen Publikums, sondern bleibt auch denen verborgen, die der Schule näher

ſtehen und für ihr Wohlergehen intereſſiert ſind. Das iſt eine ganz natürliche Erſcheinung. Die Wichtigkeit didaktiſcher Fragen kann nur der in ihrem vollen Wert erfaſſen, der ſelbſt im Lehrberuf tätig iſt. Und ſogar bei meinen Berufsgenoſſen fand ich manchmal wenig Verſtändnis und Intereſſe für die Fortſchritte auf dem Gebiet der Pädagogik.

Was ich in den erſten Jahren mit Hilfe des Schuldirektoriums und Kirchenrats von meinen Reformplänen verwirklichen konnte, das habe ich bereits in einer Jubiläumsſchrift: „Geſchichte der St. Petriſchule von 1862 bis 1887“ dargelegt. Als das Wichtigſte dürften dort wohl die Statuten über Gehalt und Penſion der Lehrenden erſcheinen. Es lag mir daran, allen an der Petriſchule Lehrenden eine den damaligen Lebensverhältniſſen der gebildeten Stände entſprechende Einnahme zu verſchaffen und ihnen im Alter eine ſorgenfreie, wenn auch leider kärgliche Exiſtenz zu ſichern. Die Gehälter und Penſionen an den Mittelſchulen des Staates waren damals viel zu gering, um dieſes humane Ziel auch nur einigermaßen zu erreichen. Aber die Petriſchule zahlte noch viel weniger als die Kronsanſtalten. Nun ging ſie durch das neue Statut vom Jahre 1881 weit über die Kronsnorm hinaus und dennoch konnte ſie durch dieſe Erhöhung des Gehalts nur eine relative Beſſerung der materiellen Lage ihres Lehrperſonals erreichen. Doch wurde durch die neuen Statuten vor allem der Grundſtein zu einer objektiven und gerechten Normierung des Gehalts und der Penſionen gelegt, die jede Willkür ausſchloß und dem Lehrer einen klaren Rechtsboden gab. Auf dieſer Grundlage konnten in Zukunft die einzelnen Gehaltſätze, den Bedürfniſſen des täglichen Lebens entſprechend, erhöht werden.

Um die didaktiſchen Reformen, die ich für meine wichtigſte Aufgabe erkannt hatte, zielbewußt und ſachkundig in Angriff zu nehmen, mußte ich vor allem meine noch ſehr lückenhafte Kenntnis des deutſchen Schulweſens vervollſtändigen. Zu dieſem Zweck benutzte ich mehrere Jahre hindurch die erſten Wochen der ruſſiſchen Sommerferien, um in Berlin, Leipzig und Halle a. S. eifrig in Gymnaſien, Realſchulen, höheren Töchterſchulen, Bürger- und Elementarſchulen und Lehrerſeminaren zu hoſpitieren. Der Beſuch deutſcher Schulen war in den achtziger Jahren den Ausländern noch nicht durch beſchränkende Formalitäten erſchwert. Es genügte damals die Erlaubnis des Direktors, um in allen Fächern den Unterricht beliebig lang anhören zu dürfen. Ich fand in Deutſchland bei allen Direktoren, ohne eine einzige Ausnahme, das liebenswürdigſte Entgegenkommen, geduldige Erläuterung didaktiſcher Fragen und manchen dankenswerten Hinweis. Mit einigen meiner deutſchen Kollegen, beſonders mit dem tüchtigen Direktor des Königl. Lehrerinnen-Seminars in Berlin Karl Supprian bin ich auch ſpäterhin in freundſchaftlichen Beziehungen geblieben.

In Riga hatte ich keine Gelegenheit gehabt, das Mädchenſchulweſen und die Methodik der Elementarfächer kennen zu lernen. Das mußte ich alſo

als neuen Gegenstand erlernen, während ich zugleich in den Gymnasien und Realschulen Deutschlands die Muster für einen gedeihlichen Unterricht in den alten Sprachen und der Mathematik suchte und meist auch fand. Nach der alle Kräfte beanspruchenden Zeit der Examina, der Versetzungen und des Schlußaktes an der großen Petrischule waren mir diese drei Wochen konzentrierter geistiger Arbeit in den Schulen Deutschlands nicht gerade ein Stück Ferienerholung, und ich stand oft am Ende meiner Aufnahmefähigkeit, wenn ich die letzten Notizen eintrug und mich ins Hochgebirge begab, wo es keine Lehrstunden und keine Gespräche über Methodik und Programme gab. Ich war bis zur Erschöpfung schulmüde und ging daher auf der Ferienreise meinen sonst hochgeschätzten Fachgenossen vorsichtig aus dem Wege.

Was ich an Wertvollem in den Schulen Deutschlands eingeheimst hatte, das ließ sich durchaus nicht so ohne Weiteres auf die Petrischule übertragen. Es sollte aber auch nur als Muster dienen, konnte nur ein Vorbild dessen sein, was unter den wesentlich andersartigen Verhältnissen und mit den vorhandenen Lehrkräften allmählich anzustreben war. Die deutschen Kirchenschulen in Rußland sind ihrem innersten Wesen nach — zweisprachig. Am Schluß des Kursus muß von ihren Zöglingen die Reichssprache theoretisch und praktisch ebenso gründlich beherrscht werden, wie von Schülern russischer Lehranstalten. Es sind dieselben Themata für den russischen Aufsatz, dieselben Forderungen beim mündlichen Examen. So geht dem deutschen Schüler ein großer Teil seiner Zeit und Kraft auf die Aneignung der russischen Literatur und der russischen Schriftsprache hin, und da die Energie eines jeden Menschen naturgemäß begrenzt ist, so erleiden die übrigen Fächer eine empfindliche Einbuße an Umfang und Vertiefung. Einsprachige Schulen gewinnen dagegen in gleichem Maße an Arbeitszeit und an Konzentration.

Aber noch ein anderer wesentlicher Faktor kommt bei dem Vergleich unserer Kirchenschulen mit den entsprechenden Schulen Deutschlands in Betracht — die Unterrichtszeit. In Deutschland hat das Jahr mindestens 225 Schultage, in Rußland höchstens 185. Der volle Gymnasialkursus hat in Deutschland in 9 Jahren also 2025 Schultage, in Rußland in 8 Jahren bloß 1480, also 545 Schultage weniger. Wollte man in einem Gymnasium Rußlands das gleiche Quantum an Lehrstoff mit der gleichen Gründlichkeit wie in Deutschland durcharbeiten, so müßte das russische Gymnasium um rund drei Jahreskurse erweitert werden. Noch augenfälliger ist der Vergleich der Realschulen. Hier bleibt die russische Realschule mit ihren bloß 7 Klassen um 730 Schultage oder 4 Jahreskurse hinter der Oberrealschule Deutschlands zurück. — Sind diese Zahlen auch nicht absolut feststehende, geben sie auch nur die annähernde Durchschnittsgröße der auf die Mittelschulbildung verwandten Zeit an, so zeigen sie doch überzeugend die große Differenz zwischen der Jugendarbeit in Deutschland und in Rußland.

Ein annähernder Ausgleich könnte freilich durch Beschränkung der

unmäßig vielen Feiertage und durch Verkürzung der viel zu langen Sommerferien erzielt werden. Aber für diese beiden Maßregeln sind die kulturellen Verhältnisse offenbar noch nicht reif. Durch die zahlreichen einzelnen Feiertage wird der russischen Jugend ein Gut von höchstem Werte vorenthalten, — die Gewöhnung an ununterbrochene, intensive Arbeit. Diese Gewöhnung an die immer gleichgestellte Uhr der Pflicht und an eine gleichmäßige Tätigkeit ohne beständige Ablenkung und ohne andere Unterbrechungen im werktäglichen Schaffen, als die nötige physische Erholung und geistige Erfrischung erheischen, — eine solche Reform der russischen Schule wäre eine ruhmreiche Aufgabe eines großen nationalen Pädagogen. Die Gewöhnung an Ausdauer und Pflichterfüllung wäre der russischen Jugend sicherlich von weit größerem Nutzen, als alle Reglementierungen und Programmänderungen, als militärische Paradeübungen und zerstreuende Exkursionen in ferne Gegenden. Der von Natur gut veranlagten und geistig regen russischen Jugend fehlt es zur Tüchtigkeit in wissenschaftlichen Leistungen, wie auch in allen praktischen Berufen, hauptsächlich an zäher Ausdauer, an Gründlichkeit und Genauigkeit. Das aber sind Erziehungsaufgaben, zu deren Lösung die Schule verpflichtet ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich ein anschauliches Bild des Unterrichts in der Petrischule, wie ich ihn im Jahre 1880 vorfand, entwerfen wollte, müßte ich befürchten, einer maßlosen Übertreibung oder gar einer gehässigen Entstellung beschuldigt zu werden. Aus diesem Grunde und aus anderen naheliegenden Gründen nehme ich davon Abstand. Außerdem pflegen rein pädagogische Betrachtungen weitere Kreise nicht zu interessieren.

Gewiß gab es auch damals, vor mehr als dreißig Jahren, an der Petrischule talentvolle und kenntnisreiche Lehrer, wie den leider viel zu früh verstorbenen Mathematiker Karl Mittellacher (gest. 1885), den Philologen Hermann Woronowicz, den anregenden Interpreten deutscher Literatur Franz Ackermann, die vortreffliche französische Lehrerin Johanna Waubke u. a. Aber es fehlte nicht nur in allen Abteilungen der Schule an genauen, klar durchdachten Lehrplänen, sondern im allgemeinen auch an der Berücksichtigung der Gesichtspunkte und Normen, die das Unterrichtswesen in Deutschland und der Schweiz während der letzten Dezennien zu hoher Blüte gebracht hatten.

In der Töchterschule erleichterten äußere Vorgänge meine Reorganisationspläne in unerwartet günstiger Weise. Die hochgeschätzte langjährige Direktrice Frau Adele Webber, die in den Schulräumen ein großes Mädchenpensionat hielt, zugleich aber ihre Zeit und altersschwache Kraft (sie stand im 81. Lebensjahre) zwischen der Schule und der Pflege eines gelähmten Mannes und eines geisteskranken Sohnes teilte, nahm im Herbst 1880 ihren Abschied. So hatte ich freies Feld für durchgreifende Änderungen. Das Internat wurde trotz ernster Bedenken im Direktorium aufgelöst. Schon die nächsten Jahre zeigten die Richtigkeit dieser Maßregel: infolge der festeren Disziplin und des all-

mählich verbesserten Unterrichts wuchs die Zahl der Schülerinnen, so daß neue Parallelklassen eröffnet werden mußten.

Im Jahre 1885 hatte ich das Glück, in Fräulein Natalie von Dobrowolski eine in Rußland und darnach in deutschen Seminaren pädagogisch gründlich ausgebildete und hervorragend begabte Lehrkraft für die Töchterschule zu gewinnen. Durch ihre kundige Hilfe wurde es mir möglich, zwei Vorbereitungsklassen an der Töchterschule zu errichten. Der Elementarunterricht, den Fräulein von Dobrowolski in diesen Klassen erteilte, war in jeder Hinsicht mustergiltig. Sein vorbildlicher Einfluß machte sich bald auch in den unteren Klassen der Töchterschule geltend und sogar über die Petrischule hinaus in anderen Lehranstalten. Auch dort mußte mit der veralteten, rein gedächtnismäßigen und daher wenig anregenden Lehrweise gebrochen werden, wollte man nicht pädagogisch rückständig erscheinen.

Die greifbaren Erfolge in der Töchterschule bilden aber auch die einzigen Lichtblicke in meinem langjährigen Wirken in St. Petersburg. Hätte ich vor der Übernahme einer so großen und verantwortlichen Aufgabe mehr Menschenkenntnis und mehr Lebenserfahrungen besessen, so hätte ich sie wohlweislich nicht übernommen. Denn ich hätte mir sagen müssen, daß die innere Reorganisation eines großen Schulwesens unvermeidlich in die Interessensphäre und die festgewurzelten Gewohnheiten des Lehrpersonals eingreifen muß, daß ich also mit dem energischen Widerstand derer werde rechnen müssen, die meinen Intentionen nicht folgen wollten oder konnten. Daher konnte ein Widerstreit der Ansichten nicht ausbleiben. Denn dem von mir erstrebten didaktischen Fortschritt stand die „alte Tradition" der Petrischule feindlich gegenüber. Ich hätte mir sagen müssen, daß durchgreifende Änderungen im Unterricht naturgemäß die Persönlichkeit vieler Mitarbeiter empfindlich berühren werde und daß auch ein Streben nach sachlich berechtigten Zielen notwendig zu persönlichen Konflikten führen müsse.

Die Art einer jeden langjährigen Praxis läßt sich nicht gutwillig ändern, da wohl nur selten ein Mensch die Fehler seiner bisherigen Tätigkeit klar erkennen oder auf fremden Wunsch hin in neue Geleise einlenken wird. Man versuche doch einen älteren Pastor zu veranlassen, besser zu predigen als bisher, oder einen alten praktischen Arzt, seine Patienten nach neuen, ungewohnten Methoden zu untersuchen. Aber noch weit mehr ist ein Lehrer mit seiner gewohnten Unterrichtsweise verwachsen: sie ist der unmittelbarste Ausdruck seiner geistigen und moralischen Individualität. Wer also seinen Unterricht angreift, der verletzt sein Selbstbewußtsein, der setzt seine Persönlichkeit herab. Dagegen aber verwahrt er sich mit allen Mitteln. Das ist psychologisch erklärlich und daher menschlich verständlich. Es ist eine Art Autoreneitelkeit, die H. Heine zu der geliebten Frau sagen läßt: doch wenn du meine Verse nicht lobst, so laß ich mich von dir scheiden. Hätte ich 1880 diese Einsicht besessen, so würde ich den Ruf an die St. Petrischule sicherlich nicht angenommen haben. Ein sehr

kluger, erfahrener Mann warnte mich freilich und riet mir, abzulehnen — der Oberpastor Johannes Lütkens. Aber die Jugend ist zu selbstbewußt, um die Lebensweisheit des reiferen Mannes unbedingt anzuerkennen. Jeder strebende Mensch geht schließlich doch den Weg, den ihm seine individuelle Veranlagung vorzeichnet und macht auf seiner Lebensreise seine eigenen Erfahrungen. Nur die eigenen Erfahrungen erschließen uns die tiefere Erkenntnis der Lebenswerte, sie heben uns über das Alltägliche empor zu einer reiferen, abgeklärten Betrachtung der treibenden Kräfte in der Ereignisse Flucht.

Gewiß hätte ich mein Amt an der Petrischule auch in behaglichem Frieden und gemütlicher Ruhe führen können. Ich brauchte bloß alles seinen alten, gewohnten Gang weiter gehen zu lassen und mich um den Wert der Tätigkeit meiner einzelnen Mitarbeiter in schönem Vertrauen zu ihrer Tüchtigkeit nicht zu bekümmern. Ich brauchte mich nur unter die Fahne der fast geheiligten „alten Tradition" der Petrischule zu stellen, um mit jedem gut Freund zu sein und zu bleiben. Es wäre das sehr bequem, sehr leicht und sehr gewissenlos gewesen. Nein, lieber in rastlosem Kampf für eine als gut und nützlich erkannte Sache sich aufreiben, als in egoistischer Ruhe sich selbst als feilen Mietling erkennen und mißachten.

Wollte ich an dieser Stelle alle die schmerzlichen Erlebnisse, die mich noch jetzt oft im Traume quälen, mitteilen, — und ich glaube manches Interessante erzählen zu können, — so müßte ich dabei notwendig Personen charakterisieren und handelnd vorführen, die bereits der Grabhügel deckt. Mit den Toten aber will ich nicht rechten. Requiescant in pace!

Aber auch manche pädagogische Erfahrung habe ich im Verlauf meiner Tätigkeit an der Petrischule machen können. Vor allem wurde es mir durch mich selbst ad oculos demonstriert, daß zum Leiter einer großen Lehranstalt nur ein Mann mit unerschütterlich starken Nerven und mit normalen Sinnesorganen taugt. Ueber beides verfügte ich leider nicht. Von Jugend auf war ich von einer leicht erregbaren Sensibilität. Jahre voll übermäßiger geistiger Arbeit und zu geringem Schlaf steigerten diesen Konstitutionsfehler, gegen den der Wille sich nur zu oft als machtlos erwies. Ich erfuhr immer wieder die Wahrheit der in meiner Jugend kaum verstandenen Sentenz des Horaz: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Die für die Amtsführung eines vielgeplagten Direktors so nötige „Wurstigkeit" habe ich nie besessen, und mein cholerisches Temperament hat mir manchen bösen Streich gespielt und viel geschadet.

Ferner war ich schon als Kind kurzsichtig, und das Studium der Philologie, sowie häufige Nachtarbeiten am Schreibtisch hatten meine Sehschärfe mehr und mehr vermindert. Da ich Physignomien in ihren charakteristischen Merkmalen nicht wahrnahm, so bildete sich in mir kein Personengedächtnis aus. Ein solches, und zwar ein gutes, ist aber dem Schuldirektor unerläßlich. Die meisten seiner Zöglinge sieht er nicht, wie der Lehrer, während des täg-

lichen Unterrichts stundenlang vor sich, sondern sein Auge streift nur gelegentlich und meist flüchtig den einzelnen Zögling. Dieser kurze Moment muß aber zur festen Einprägung der Physiognomien genügen. — Da ich nun bei jeder persönlichen Begegnung den Schüler nicht wiedererkannte und ihn erst nach seinem Namen fragen mußte, so wurde daraus der „Mangel an Interesse für die Schüler" konstruiert. Ein solches Schlagwort wirkt bekanntlich suggestiv, und seine Wirkung ist nicht zu hemmen. Wohl nichts hat mich an der Petrischule so betrübt und gekränkt als dieser Vorwurf, der völlig unbegründet war und den ich daher als bitteres Unrecht empfand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem ich 19 Jahre mein schweres Amt an der Petrischule geführt und die Reorganisation des Unterrichts nach Möglichkeit beendet hatte, waren meine Nerven durch den Kampf mit Hemmnissen aller Art und durch viele Mißhelligkeiten so geschwächt, daß ich mich meiner Aufgabe nicht mehr gewachsen fühlte und meinen Abschied nahm. Es war ein großer Fehler gewesen, daß ich diesen Schritt nicht schon zwei Jahre früher, gleich nach Ausdienung meiner Pension, getan hatte. Mir wäre dadurch viel Herzeleid erspart worden. — Ein anderer, nicht geringerer Fehler war, daß ich nicht im Laufe meiner Amtszeit einmal einen längeren Urlaub genommen hatte, um meine angegriffenen Nerven über die Ferienzeit hinaus gründlich zu stärken. Doch das war nun nicht mehr zu ändern.

Mitte Juni 1899 verließ ich die Petrischule, der ich während meiner besten Mannesjahre alle meine Kräfte gewidmet hatte. Ich wollte mit meiner Frau in Deutschland ein stilles und billiges Asyl für unsern Lebensabend suchen, womöglich in einer kleinen Universitätsstadt, die mir geistige Anregung und wissenschaftliche Fortbildung bieten konnte. Während wir zu meiner Erholung in Italien weilten, wurde mir noch einmal eine neue pädagogische Aufgabe gestellt, der ich mich mit freudiger Begeisterung widmete.

In meiner Vaterstadt Riga hatte die Börsenkaufmannschaft beschlossen, eine Kommerzschule (höhere Handelsschule) zu gründen und betraute mich mit der inneren Organisation und der Leitung dieser neuen Lehranstalt. So hatte ich das unerhoffte seltene Glück, unter möglichst günstigen Verhältnissen und gefördert durch einen Verwaltungsrat aus klugen, tatkräftigen und wohlwollenden Männern meine in 27 Jahren erworbenen pädagogischen Kenntnisse bei dem Bau eines großen Schulhauses und seiner inneren Einrichtung, sowie bei der Organisation des Unterrichts praktisch zu verwerten. Wahrlich, eine schönere Aufgabe kann sich ein Schulmann als Abschluß seiner pädagogischen Lebensarbeit nicht denken!

Und schön und erquickend waren diese letzten sieben Jahre meiner Tätigkeit als Direktor der Rigaer Kommerzschule. Die stets großzügige und einsichtsvolle Betätigung des Verwaltungsrates, die sichtbaren Erfolge unserer gemeinsamen Schaffenslust, die nie gestörte Harmonie mit Lehrern und Schülern,


Вельзенъ·1903

besonders deren liebevolles Vertrauen und der gesunde, frische Geist in der jungen, aufstrebenden Schule, — das alles wurde mir zu einem Quell immer neuer Freuden und eines warmen, erhebenden Gefühls der Befriedigung. Diese unvergeßlich schönen sieben Jahre waren mir eine reiche Entschädigung für manches frühere Mißgeschick.

Leider zwang mich ein ernstes Augenleiden bereits im Sommer 1907 diese mich so sehr befriedigende Tätigkeit aufzugeben. Die Erinnernng aber an alles Gute und Liebenswerte, das ich meinen Mitarbeitern an der Rigaer Kommerzschule verdanke, bestrahlt wie ein rosig leuchtendes Licht meinen Lebensabend und wird erst im Tode erlöschen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Jacob Belsen.

Ein Künstlerleben.

Von Oskar Grosberg (St. Petersburg).

Das Kunstleben Petersburgs bewegt sich, soweit es sich um die bildende Kunst handelt, in absonderlichen Bahnen. Mehr als in anderen Berufen bedingen den Erfolg eines Malers oder Bildhauers nicht so sehr Talent und Fähigkeiten, wie Konnexionen, die auch sonst wohlbekannte „Versicherung" nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit, die in der heiteren Welt der Kunst, die so sehr nach Brot gehen muß, nur dann erlangt werden kann, wenn man sich mit Herz und Hand einem der bestehenden Kunstklüngel ergibt und den Nacken willig unter das Joch eines der mächtigen Parteipäpste beugt. Wer das will und vermag, der ist in der Mehrzahl der Fälle wohl aufgehoben, denn man wird dafür sorgen, daß sein, wenn auch noch so kleines Talent ins rechte Licht gerückt, d. h. der Öffentlichkeit, die ja in den Dingen der Kunst im allgemeinen von großer Urteilslosigkeit ist, in der entsprechenden Aufmachung präsentiert und von Zeit zu Zeit in angenehme Erinnerung gebracht wird.

Auf diese Weise geschieht es, daß notorische Nichtigkeiten zu Namen und Bedeutung gelangen, während Künstler von unbezweifelbaren Qualitäten, die an diesem Treiben nicht teilnehmen wollen, sondern sich von ihm angeekelt fühlen und ihre künstlerische Unabhängigkeit über die in fast allen Klüngeln hervorstechenden geschäftlichen Interessen stellen, sich nicht nur mühsam emporringen müssen, ehe sie endlich zur Geltung gelangen, sondern wohl auch bei passender Gelegenheit geflissentlich an die Wand gedrückt werden, weil sie sich vermessen, wider den Stachel zu löcken.

Nur aus diesem Gesichtspunkte heraus läßt es sich erklären, daß ein Künstler von den hohen Qualitäten Jacob Belsens, der sich schon längst der

Wertschätzung eines großen, stetig wachsenden Kreises von Kunstfreunden und Kunstkennern erfreut, der größeren Öffentlichkeit jahrelang verborgen bleiben konnte und daß seine feine und vielseitige Kunst noch immer nicht von einem der großen, führenden Kunstverbände „entdeckt" worden ist.



Jacob Belsen.

Belsen hat das sehr gewagte Experiment unternehmen müssen, mit zwei anderen Künstlern im Januar dieses Jahres eine Ausstellung zu veranstalten, um endlich an die größere Öffentlichkeit treten zu können. Wer die Petersburger Kunstverhältnisse kennt, weiß, daß solch ein Experiment in der Tat sehr gewagt ist, weil kleine Ausstellungen in Petersburg gemeiniglich nicht auf Erfolg rechnen dürfen, — sie sind beim Publikum nicht beliebt. Solche Ausstellungen sind gewissermaßen Versuche auf Tod und Leben, an denen sich schon so manches vielversprechende Talent verblutet hat. Belsen hat das Experiment ungestraft vornehmen können; sein starkes und eigenartiges Talent

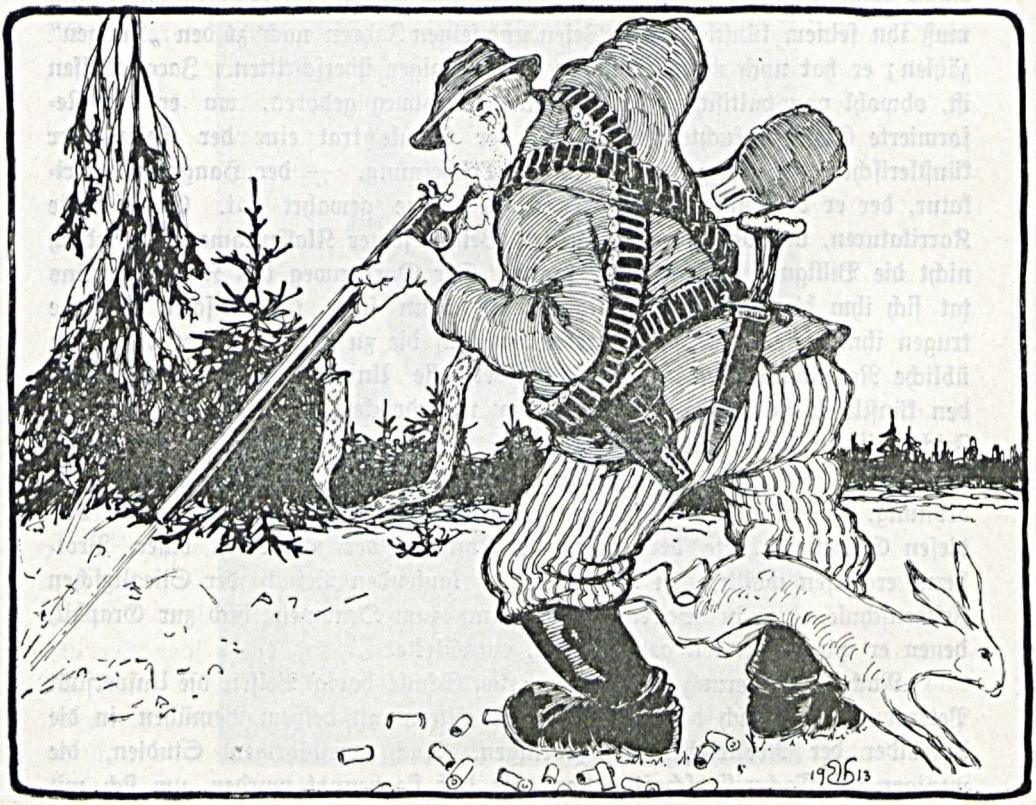
hat alle Schwierigkeiten überwunden, und die Ausstellung hat sich auch auf weitere Kreise als zwingend erwiesen. Die Ausstellung, die im Salon Dobytschina stattfand, war für große kunstliebende Kreise eine Offenbarung und für den Künstler ein schöner Sieg, den die Kritik, soweit sie von den herrschenden Kunstparteiströmungen unbeeinflußt ist, freudig verkündete und damit den Namen des Künstlers in die Welt hinaustrug.

Bevor wir auf die Kunst und Schaffensart Belsens näher eingehen, seien einige Angaben über Leben und Werdegang des Künstlers gegeben. Man muß ihn seinem künstlerischen Wesen und seinen Jahren nach zu den „Jungen" zählen; er hat noch nicht die Mitte der Vierziger überschritten. Jacob Belsen ist, obwohl von baltischer Herkunft, in Petersburg geboren, wo er die Reformierte Schule besuchte. Schon in der Schule trat eine der Seiten der künstlerischen Begabung Belsens in die Erscheinung, — der Hang zur Karrikatur, der er bis zum heutigen Tage die Treue gewahrt hat. Er zeichnete Karrikaturen, die wohl den ungeteilten Beifall seiner Klassenkameraden, jedoch nicht die Billigung seiner Lehrer fanden. Der Dornenweg des Künstlerdaseins tat sich ihm hier zum ersten Male kund, denn seine künstlerischen Versuche trugen ihm die üblichen Schulstrafen ein, auf die zu Hause prompt die ebenso übliche Reaktion zu folgen pflegte. Aber alle Unbill vermochte doch nicht den künstlerischen Drang des Knaben zu unterdrücken, — neben den geliebten Zeichenstift trat gar bald der Pinsel des Aquarellisten; er machte sich unverzagt an das Kopieren von Vorbildern, die, so will es nun einmal die Weltordnung, so schlecht als nur irgend möglich waren. Mehr Nutzen als von diesen Exerzitien hatte der angehende Künstler, der unbedingt einen Brotberuf ergreifen wollte, von dem nebenher laufenden Besuch der Stieglitzschen Zeichenschule, die in Belsen die Neigung zum Ornament und zur Graphik, denen er wiederum treu geblieben ist, entwickelte.

Nach Absolvierung der Reformierten Schule bezog Belsen die Universität Petersburg, um nach dem Willen seiner Eltern mit heißem Bemühen in die Urwälder der Rechtslehren einzudringen. Nach zweijährigen Studien, die weniger der Fachwissenschaft galten, als daß sie benutzt wurden, um sich mit der heiteren Antike vertraut zu machen, gelang es Belsen doch, seinen Willen durchzusetzen und die Universität mit der Kunstakademie zu vertauschen; er wurde als Schüler der Akademie im Jahre 1890 inskribiert.

Es begann nun eine heiße, aber auch fördernde Arbeitszeit, die schon nahe am Abschlusse war, als die schon längst notwendig gewordene Reform der Akademie endlich durchgeführt wurde und Belsen als Meisterschüler in das Atelier des Prof. Kiwschenko gelangte. Kiwschenko, einer der besten Lehrer der damaligen Akademie, legte vor allen Dingen viel Wert auf ausdrucksvolles, mit geringen Mitteln charakterisierendes Zeichnen, also auf etwas, das für den zur Karrikatur und Graphik neigenden jungen Kunstschüler von größter Bedeutung sein mußte.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Belsens disziplinierter Stift kündet das Verdienst des trefflichen Lehrers. Auch Prof. Tschistjakow, eine vielfach verkannte, anekdotisch verschrobene, aber in ihrem inneren Wesen durch und durch künstlerische Persönlichkeit, ist für Belsen von segensreichem Einfluß gewesen; Tschistjakow hat ihm das Auge für strenges Zeichnen beigebracht, Belsen verdankt ihm daher eine technische Fertigkeit, die heutzutage selten genug anzutreffen ist.



Der Künstler auf der Jagd.

Mit 25 Jahren sagte Belsen der Akademie Valet, — er mußte nun ins praktische Leben hinaus und er ging gleich aufs Ganze, indem er sich unerschrocken in das Joch eines Zeichenlehrers an der Zeichenschule der Gesellschaft für Kunstförderung begab. Das Malen wurde, was in solcher Situation eigentlich selbstverständlich ist, bis auf Weiteres an den bekannten Nagel gehängt, an dem wohl der Brotbeutel baumelt, aber auch schon mehr als ein starkes und gutes Talent verdorrt ist. Das Malen Belsens hing lange an diesem verhängnisvollen Nagel. Die harte Arbeit wurde zur Fron, als der junge Maler 1897 dem Zuge seines Herzens folgte und heiratete. Der Künstler ging

nun ganz im Stundengeben auf, und er konnte ſich nur in Zeichnungen ausleben, die er für zehn Rubel pro Seite an das ſeither völlig in Verfall geratene Witzblatt „Schut“ lieferte. Ich entſinne mich noch dieſer Zeit des „Schut“, der damals zum Staunen ſeiner Leſerſchaft die Belſenſchen Szenen aus dem antiken Leben brachte, von denen man wohl annehmen muß, daß der Herausgeber des „Schut“ ſie nur deshalb veröffentlichte, weil ſie gut und wohlfeil, vor allen Dingen wohlfeil waren.

Zum Malen blieben in dieſer zerreibenden Arbeit um das Brot nur die Sommerferien, die denn auch äußerſt intenſiv ausgenutzt wurden. Die Früchte der Studienfahrten ließen nicht lange auf ſich warten; Belſen trat nach einigem berechtigten Zögern endlich doch an die Öffentlichkeit hervor, man begann ihn auf Ausſtellungen anzutreffen, von ihm zu reden; die erſten, ſchwerſten Schritte waren getan worden. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß Belſen damals noch ganz im Banne des Akademismus ſich befand, daß er ſich noch nicht gefunden hatte, wenngleich ihn ein dumpfer Drang nach der eigenen Note erfüllte.

Wenn Belſen in der erſten Zeit ſeiner ſelbſtändigen Künſtlerſchaft von dem Beſtreben erfüllt geweſen war, möglichſt viele „Skizzen“ zuſammenzubringen, — man ſuchte damals „Sujets“, aber man ſtudierte die Natur nicht im heutigen Sinne, — ſo kam er aus äußeren Gründen in den nächſten Jahren nicht einmal zum Skizzenmalen. Er mußte ſich damit begnügen, das angeſammelte Material aufzuarbeiten, und er trat nun wieder mit einigen Ölbildern hervor, die anſprachen und die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkten; ſie erſchienen auf der Ausſtellung der heute den äußerſten rechten Flügel der Petersburger Maler bildenden „Petersburger Geſellſchaft“ und ſie hoben ſich, obwohl Belſen noch akademiſch war, von ihrer Umgebung ſo ſtark ab, daß ſie umſo mehr in die Augen fielen. Die Bilder fanden, wie geſagt, Beifall, und auch die Kunſtakademie erwarb eines der Gemälde für ihr Muſeum.

Dieſe, trotz ſcharfer Arbeit und einigen Erfolgen, für den Maler im großen und ganzen doch ſterile und wenig befriedigende Zeit fand ihren Abſchluß mit dem Sommer 1906, in dem Belſen eine Reiſe nach Dresden unternahm, die für ſeine künſtleriſche Entwicklung bedeutungsvoll, ja ausſchlaggebend werden ſollte. Er kam in Dresden mit ſeinem dort lebenden Freunde und einſtigen Studiengenoſſen, dem baltiſchen Maler Joh. Walter-Kurau zuſammen, dem er in der Folge wertvolle Anregungen und Anleitung zu verdanken hatte. Walter lehrte den Freund die Natur ſchauen und ſie ſtudieren; er eröffnete ihm eine völlig neue Naturbetrachtung und Kunſtauffaſſung. Unter Walters Leitung unternahm nun Belſen in den nächſten Jahren ausgedehnte Studienreiſen, auf denen er ſo gut wie alles, was er in der Akademie gelernt, über Bord warf. Er mußte vollſtändig umlernen, die Altäre, an denen er bisher gläubig gebetet hatte, rückſichtslos zerſtören.

Und Belſen warf ſich, nachdem er ſeinen Weg erkannt hatte, mit der

ihm eigenen Zähigkeit und Zielstrebigkeit auf die neuen Aufgaben, die ihm winkten; sein Schifflein verließ die stillen Wasser des Akademismus, und es steuerte lustig und wohlgemut in die Moderne hinein. Wir besitzen eine sehr lehrreiche Illustration zu dem künstlerischen Werdegange Belsens, dem keine der schweren schöpferischen Qualen des schaffenden Künstlers erspart worden ist, in den dekorativen Wandgemälden, die den erlesenen Schmuck der Aula der Reformierten Schule in Petersburg bilden. Das erste und zeitlich älteste dieser Bilder, ein „Römisches Interieur" des Augustinischen Zeitalters darstellend, fußt noch ganz auf akademischen Traditionen; im nächsten Bilde, dem „Prometheus", macht sich schon das Streben nach Luft- und Lichtwirkung bemerkbar; im „Sokrates" tritt dieses Streben noch ausgeprägter in die Erscheinung, während in den folgenden Gemälden neben Luft- und Lichtwirkungen reichere Farbigkeit und klingende Tonalität gesucht werden. Mit diesen Bildern, dem „Cincinnatus" und den „Germanen und Christentum", ist aber Belsen noch nicht in seinem eigentlichen Fahrwasser, wenngleich man nun schon deutlich erkennen kann, wohin zu steuern er gesonnen ist. Nach der Vollendung des letzten dieser Kolossalbilder, — sie fällt in das Jahr 1910, — hat Belsen noch viel Neues und Gutes zu sagen gehabt.

Es ist ihm nach eigenem Geständnis nicht leicht geworden, sich von dem akademischen Helldunkel zu befreien. Es darf daher nicht weiter verwundern, daß er, nachdem er den Kampf siegreich bestanden, in das Extrem hinübersprang und die Farbigkeit zu Gunsten von Licht und Luft auf den Hinterplan stellte. Endlich glaubte er sich aber doch auf dem rechten Wege und er faßte nun sein Streben in die Formel zusammen: engste Harmonien und sehr gemilderte Gegensätze von hellstem Licht und tiefstem Schatten.

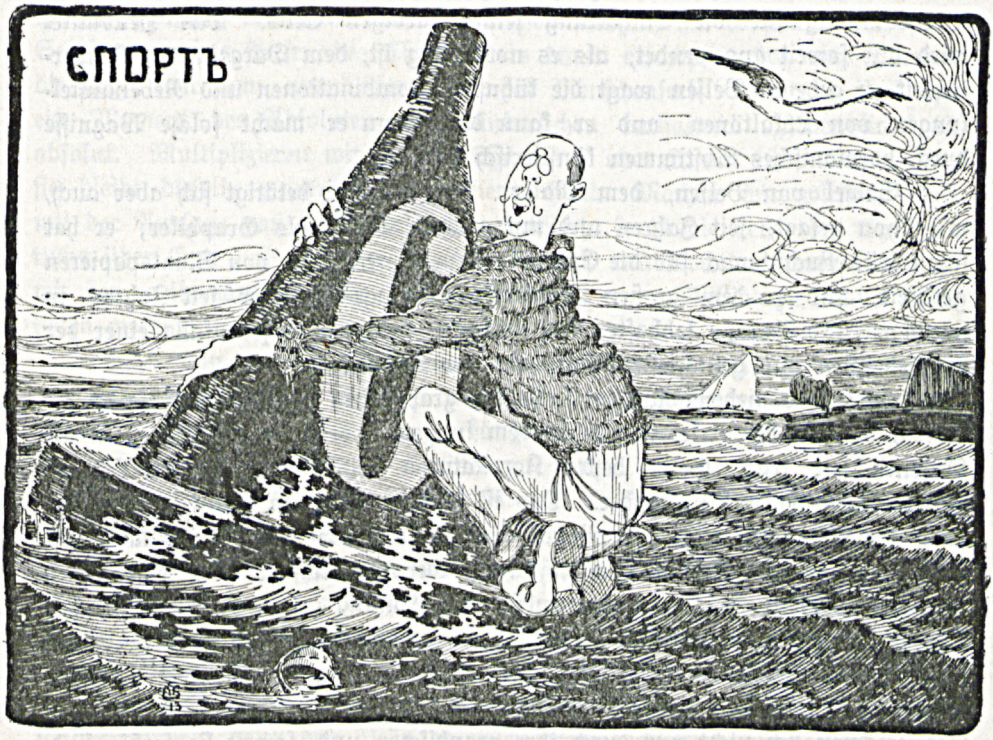
Es ist zu bedauern, daß der Stand der Drucktechnik uns nicht die Wiedergabe charakteristischer Bilder ermöglicht, so müssen wir uns denn mit dem in diesen Dingen füglich doch nur unzureichenden Worte begnügen. Charakteristisch für diese Schaffensperiode, die Belsen endgiltig in die Reihen der geschätzten Maler rückt, sind einige im Besitz des Herrn von Rottbeck-Petersburg befindliche Landschaften, wie etwa „Der Waldessaum mit sonnigem Roggenfeld". Ferner das lebensvolle und koloristisch ungemein interessante Bildnis der Frau E. Grube.

In den nächsten Jahren, die Belsen in unablässiger Arbeit nahe an die Grenzen reifer Meisterschaft bringen, wird größere Fülle des Tons mit gutem Erfolge angestrebt und erreicht, bis endlich das Schwergewicht ausschließlich auf der Farbigkeit liegt. In die Malerei Belsens, die bisher einen ausgesprochen lyrischen Charakter getragen hatte, klingen nun kraftvolle epische Noten hinein. Dem tieferen inneren Gehalt paßt sich die Technik an. Wenn sie bisher subtil, oft sogar getüftelt gewesen war, so weicht sie nun einer breiteren, sicheren und saftigen Pinselführung, die sich in flächigem Auftrag ergeht und so eindringlichste Wirkungen hervorbringt. Gleichzeitig verzichtet


L'APPETIT - C'EST MOI!
GRATULATIONSCOUR
EISBÆR·13·XI·1908·J·B

Belſen auf Realiſtik, und er ſchafft ſich eine ſubjektive Naturauffaſſung, die eine logiſche Konſequenz ſeiner Kunſtrichtung iſt.

Dieſe neue Wandlung hat Belſen in einer großen Zahl von Studien, in denen er mit zäher Hartnäckigkeit einem ihn reizenden Motiv immer wieder auf den Leib rückt, in zahlreichen ausgeführten Landſchaften und einigen Porträts niedergelegt. In reichem Maße befruchtend hat auf den Künſtler der Sommeraufenthalt am Eſtländiſchen Strande, von dem er viele intereſſante und prächtige Studien mitgebracht hat, gewirkt. Sie waren, ſoweit ſie ſich nicht ſchon in Privatbeſitz befinden, auf der Januar-Ausſtellung zu ſehen.



Letzte Rettung!

Dieſe Ausſtellung bildete die Summe des bisherigen Wirkens Belſens; die Reſultate, die er erzielt hat, ſind umſo mehr zu bewundern und umſo höher zu werten, als er geſchätzter und viel beſchäftigter Lehrer und geſuchter Graphiker iſt, der die Fülle der Arbeit nur durch einen über das Mittelmaß weit hinausgehenden Fleiß zu bewältigen imſtande iſt.

In dieſer letzten, wahrſcheinlich aber nicht allerletzten Entwickelungsphaſe geben ſich die Gemälde Belſens als die Farbenſynphonien eines abgeklärten Meiſters von feiner Kultur, der die ſtärkſte Tonigkeit zu ruhiger harmoniſcher

Wirkung straff zusammenfaßt. Wenn man etwa den „Brigittenbach“ oder die prachtvolle „Abendsonne“ oder das „Estländische Motiv“ neben eines der Bilder der früheren Periode stellt, dann muten diese, in denen die Zeichnung noch den Vorrang behauptet, wie getönte Graphik an. Es ist unverkennbar, daß Belsen der große Wurf gelungen, daß er in mühseliger Arbeit und schwerem Ringen seinen eigenen künstlerischen Stil geschaffen hat, der sich in kurzen Worten so präzisieren läßt: der Künstler wählt zu seinen Bildern Naturausschnitte, die möglichst in allen ihren Partien einen ausgeprägten Toncharakter haben; die Erkenntnis des Toncharakters und die Ignorierung unwesentlicher tonlicher und zeichnerischer Einzelheiten ist ihm notwendige Vorbedingung für die Einhaltung seines farbigen Stils. Das Helldunkel wird nur soweit angewendet, als es notwendig ist, dem Dargestellten Körperlichkeit zu geben. Belsen wagt die kühnsten Kombinationen und Nebenanstellungen von Lokaltönen, und er kann das, denn er macht solche Wagnisse durch harmonisches Abstimmen künstlerisch statthaft.

Soviel von Belsen, dem Maler. Der Künstler betätigt sich aber auch, wie schon gesagt, seit Jahren und mit großem Erfolg als Graphiker; er hat schon früh Buchschmuck für die Expedition zur Anfertigung von Staatspapieren geliefert, und zu dem großen Marcksschen Verlage steht er seit Jahren in ständigen und überaus lebhaften Beziehungen; heute ist er jedenfalls einer der angesehensten und gesuchtesten Graphiker der Residenz.

Eine sehr liebenswürdige Seite des graphischen Talents Belsens ist die Karrikatur, mit der er leider nur in dem jungen Sportjournal Rulewoi an die Oeffentlichkeit tritt. Seine besten Karrikaturen befinden sich in den Händen einiger Sammler und Liebhaber. Das ist sehr zu bedauern, denn die Karrikaturen Belsens gehören zu dem Besten, was in dieser Branche in Rußland und zum Teil auch in Europa geleistet wird. Geradezu klassisch sind seine feinen farbigen Karrikaturen, die in ihrer kultivierten Tönung an die besten japanischen Kakemonos erinnern. Belsen gehört zudem zu den gutartigen Karrikaturisten; seine Bilder sind nicht etwa bissige Satiren, sondern humoristisch geschaute Porträts, philosophisch gelassen beobachtete Schwächen der lieben Nebenmenschen. Sie zeichnen sich nicht nur durch ihre graphischen und, soweit sie farbig sind, exquisiten tonlichen Qualitäten aus, sondern sie glänzen auch durch blühende Erfindung und schlagfertigen Witz. Wir geben hier einige Strichkarrikaturen wieder, die die Eigenart des Künstlers illustrieren.

Damit wären wir am Schlusse. Wir haben dem Werdegange eines stark aufstrebenden Künstlers, der sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat, durch Dunkel und verschlungene Dornenpfade folgen dürfen und wir haben ihn bis zur Höhe reifer Meisterschaft begleitet. Wir wünschen ihm einen guten Weg und rastlosen weiteren Aufstieg!

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Prinzipielles zum Bekenntniskonflikt.

(cf. Nr. 11, S. 963 ff., des vorigen Jahrganges.)

Von Pastor C. Ney (Kusal in Estland).

Wahres Christentum führt sein Eigendasein. Diesen Satz möchte ich der Aussage Pastor Dr. Gelderbloms „Religion führt kein Eigenleben" entgegensetzen. Ist wahre Religion das Verhältnis des Menschen zu Gott, so kommen hier zwei Pole in Betracht: Mensch und Gott. Der erste ist das Relative, Veränderliche, der letztere — das Absolute, Unveränderliche. Sofern das Verhältnis zwischen beiden in dem Unendlichen wurzelt, hat es sein Eigendasein. Selbst wenn das Wesen des Christentums damit erschöpft wäre, was Harnack die Lehre von dem „unendlichen Wert der Menschenseele" nennt, so ist hierin ein Moment des Absoluten, Unveränderlichen enthalten. „Unendlich" ist absolut. Multiplizieren wir diese Größe mit 1 oder 2, mit 1000 oder 10 000, sie bleibt dieselbe unveränderliche Unendlichkeit. Machen wir wirklich Ernst mit der Aussage von dem „unendlichen" Wert, so ist die Lehre des Christentums über Gott und die Menschenseele absolut, unüberbietbar, unveränderlich, wie der mathematische limes der Unendlichkeit (∞). Milliarden können überboten werden, das Unendliche — nicht.

Sind nun die im Apostolikum uns übermittelten Tatsachen notwendig, um uns die Bürgschaft für das im Wesen des Christentums liegende Verhältnis zu Gott zu bieten? Davon hängt die Antwort auf die Frage ab, ob wir dran festhalten sollen, um Christen zu bleiben.

Nur auf diese Tatsachen kommt es an. Daher muß von vornherein mit Entschiedenheit die Auffassung zurückgewiesen werden, als hielte die Kirche hier am toten Buchstaben fest, etwa weil diese Formel, wie die Legende sagt, von den zwölf Aposteln verfaßt worden sei. Wie wenig der Kirche an dieser Formulierung speziell gelegen ist, beweist die Tatsache, daß an hohen Festtagen in unseren Kirchen das ausführlichere Nicänische Bekenntnis verlesen wird.

Kommt es der Kirche aber nur auf den Inhalt an, warum gibt das Kirchenregiment dann dem Drängen vieler Kreise nicht nach, welche den Gottesdienst durch anders formulierte Symbole bereichern wollen? Weil es die Motive klar durchschaut, welche zu diesem Drängen führen: nicht um eine Bereicherung des Gottesdienstes ist es ihnen zu tun, sondern um Beseitigung verschiedener Aussagen, die ihnen unbequem sind. Klar und übersichtlich hat Pastor Dr. Gelderblom diese Motive in Nr. 11 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift dargelegt. Einerseits ist es die fortgeschrittene Weltanschauung, andererseits sind es Resultate theologischer, speziell dogmengeschichtlicher Forschung. Beiden stehe die Kirche in peinlicher Verlegenheit gegenüber.

Das dreistöckige Weltbild ist zerstört, an dem das Apostolikum orientiert ist; an seiner Stelle steht das Kopernikanische. Schon seit Jahrhunderten

ſtehe es feſt, daß das Apoſtolikum nicht von den Apoſteln verfaßt worden iſt. Die Kirche nenne es trotzdem „das Bekenntnis", verpflichte darauf ihre Diener und halte an ihr feſt in der Liturgie. Sie tue dies nicht um der Wahrheit willen, ſondern aus diplomatiſchen Rückſichten auf die gläubige Laienwelt. Daher ſei es der Kirche Pflicht, um der Wahrheit willen, das Apoſtolikum aus der dominierenden und normativen Stellung zu verdrängen. Da es weder eindeutig ſei, noch aus zentralen Lehrſtücken der apoſtoliſchen Zeit beſtehe, wohl aber vieles Weſentliche, ſo z. B. das Programmatiſche in Jeſu Leben und Lehre, vermiſſen laſſe, ſei es ungeeignet, Ausdruck des chriſtlichen Glaubens zu ſein. Dies in Kürze die Gedanken des Aufſatzes von Paſtor Gelderblom.

Warum hält die Kirche am Apoſtolikum feſt? Warum tut es das Kirchenregiment, warum tun es die Prediger nicht nur älterer, ſondern vielfach gerade jüngſter Generation, auch wenn ſie im Beſitz der neuſten Reſultate der theologiſchen Wiſſenſchaft ſind und in den Weltanſchauungsfragen auf der Höhe der Zeit ſtehn? Weil ſie ſich der hohen Verantwortung bewußt ſind, die ſie, als Hüter des höchſten Gutes der Menſchheit, zu tragen haben.

Das Chriſtentum iſt mit einer Botſchaft in die Welt eingetreten, nicht mit einer Forderung. Evangelium heißt Frohbotſchaft und enthält das Weſen des Chriſtentums. Der Inhalt des Evangeliums iſt nicht damit erſchöpft, daß ſeinerzeit ein Menſch Jeſus gelebt hat, welcher lehrte, Gott ſei unſer Vater, wir ſeien untereinander Brüder und unſere Seelen hätten vor Gott unendlichen Wert. Nein. Von vornherein haben die Verkündiger des Evangeliums heroldartig ausgerufen (griech. Kerygma): der verheißene Meſſias iſt erſchienen, hat gelebt, gelitten, iſt gekreuzigt, geſtorben und auferſtanden. Dieſe Lehre hat ſich nicht erſt ſpäter, im 2. Jahrhundert, herauskryſtalliſiert. Wie der Apoſtel Paulus bezeugt (1. Cor. 15), hat er dieſe Lehre bereits 4 Jahre etwa nach dem blutigen Golgatha-Ereignis, im Jahre ſeiner Bekehrung, „überkommen". Prof. A. Seeberg in Roſtock gebührt das Verdienſt, durch umfaſſendes Beweismaterial dargetan zu haben, daß dieſe Lehre ſchon in den erſten Anfängen der chriſtlichen Gemeinde in mehr oder weniger formelhafter Ausprägung (die „Paradosis") den neueintretenden Gemeindegliedern übermittelt wurde. Dieſe Praxis ſtimmt, wie neuere Forſchungen beweiſen, überein mit dem im Altertum üblichen Aufnahmemodus in die verſchiedenen Myſterienvereine, deren es zu Beginn der chriſtlichen Ära, dieſer Zeit des religiöſen Suchens, ſehr viele gab. Der Praxis dieſer Vereine haben ſich die Verkündiger des neuen Myſteriums im Chriſtentum angeſchloſſen. Aus den dabei entſtandenen Schlagworten der chriſtlichen Lehrüberlieferung haben ſich in der Folge die „Glaubensregeln" und die Symbole herausgebildet, die wir inhaltlich in den Schriften des Neuen Teſtaments unverkürzt wiederfinden können. Es verſchlägt nichts, wenn das Apoſtolikum in ſeinem gegenwärtigen Wortlaut erſt im fünften Jahrhundert in ſüdgalliſchen Gemeinden aufgekommen iſt; ſein Inhalt war weſentlich

lich in der älteſten apoſtoliſchen Lehrüberlieferung vorhanden, und dies iſt ſein Wert. Darum hält die Kirche an ihm feſt.

Wenn nun der große Dogmenhiſtoriker Harnack eruiert haben will, daß der Satz von der Jungfrauengeburt nicht zu der uranfänglichen Verkündigung des Evangeliums gehört habe, und andere Forſcher die Auferſtehungsgeſchichte aus den Mythen über den ſterbenden und auferſtehenden Sonnengott abgeleitet wiſſen wollen, ſo kann das die Kirche unmöglich verpflichten, dieſe Lehrſätze „um der Wahrheit willen" als unweſentlich aufzugeben. Iſt das Wahrheit? Sind denn die Ergebniſſe dieſer hiſtoriſchen Forſchung ſicher? Woher ſtammt die Lehre von der Jungfrauengeburt? Laſſen wir uns dieſe Frage von Harnack beantworten. Er ſchreibt wörtlich: „An den Buddhismus als Quelle dachten Seydel und van Eyſinga, an ägyptiſche Vorlagen Gardner und Bouſſet, an babyloniſche Urſprünge Gunkel und Cheyne, an phrygiſche Kulte Pfleiderer, an perſiſche Lehren Schmiedel, an Mithras Dietrich, an griechiſche Mythologie Uſener, an die eleuſiniſchen oder andere unbekannte Myſterien Butler, an ſpontane Entſtehung Lobſtein, an Erfindung der Eltern Jeſu oder eines Evangeliſten Renan, an die Lehre Philos Abbot, an die Legenden der wunderbaren Geburt Platos und des Auguſtus Soltau u. a., an den Beſuch des Tiridates Soltau. Dieſe Muſterkarte iſt höchſt unerfreulich. Einſtweilen bleiben wir beim Spätjudentum." Dieſes „einſtweilen" zeigt, wie behutſam der große Hiſtoriker ſeine Folgerungen zieht. Spricht er auch anderswo von „einem der geſichertſten hiſtoriſchen Erkenntniſſe", ſo fühlt man auch hier, wie ſehr dieſes Reſultat noch den Charakter des Suchenden und Herumtaſtenden an ſich trägt.

Auch das ſicherſte hiſtoriſch-theologiſche Ergebnis ſteht nicht feſt genug, um die Kirche zur Modifikation ihres Glaubensbekenntniſſes zu treiben. Vor einem Jahrzehnt galt es für abſolut unwiſſenſchaftlich, das Johannisevangelium als Geſchichtsquelle zu benutzen. Warum? Weil Prof. Harnack es für ein Produkt ſpäterer Zeiten hielt und den Jünger Jeſu aus der Zahl der mutmaßlichen Verfaſſer ausſchaltete. Jetzt hat derſelbe Harnack auf Grund neuer Erwägungen dieſes Evangelium für ein Werk des Lieblingsjüngers Jeſu erklärt. So ergeht es den „geſicherten hiſtoriſchen Erkenntniſſen". Harnacks „Weſen des Chriſtentums" fußt aber auf dieſer von ihm jetzt aufgegebenen verneinenden Stellung zum Johannisevangelium.

In der Gelehrtenſtube eines großen Forſchers entſtanden Urteile, die bei ihm ſelber noch nicht ſpruchreif waren. Dieſe wurden ſofort von den Paſtoren aus dem Lager des Liberalismus vulgaris aufgegriffen und in die Welt hinausposaunt als „ſicheres Ergebnis der Wiſſenſchaft", ähnlich wie die Lehre von der Affenabſtammung des Menſchen nach Darwins Forſchungen. Es entſtand ein troſtloſes Zerrbild evangeliſcher Predigt. Sie glaubte auf dem Grunde des Urchriſtentums zu ſtehn und feſtſtehende Reſultate theologiſcher Wiſſenſchaft zur Grundlage zu haben. Man nahm als feſtſtehend an, das Urchriſtentum

habe keine formulierte Lehre gehabt; da sei alles in flüssigem Zustande gewesen. Das Bild war bestechend und prägte sich leicht ein. Bot es doch eine Parallele zu der glühenden Formlosigkeit der Planeten in vulkanischem Zustand, welche nach und nach erstarren. Da kam der Lehrsatz schlecht ab. Man schalt es starres totes Dogma, das kein Leben zu erzeugen vermag.

Eine Kollision mit dem Inhalt des Neuen Testamentes war unvermeidlich, aber man wußte sich zu helfen. Was große Forscher mit gewissenhafter Besonnenheit vormachten, wurde im vulgären Liberalismus kritiklos nachgemacht. Was im Neuen Testament ans „Dogma" erinnerte, wurde eben für ein Produkt späterer Zeiten erklärt. Wohin diese Methode führt, hat Drews gezeigt, welcher behaupten konnte, Jesus habe überhaupt nicht gelebt.

Die theologische und religiöse Literatur unserer Zeit weist eine Mannigfaltigkeit und Buntscheckigkeit der Richtungen auf, wie sie wohl noch nie dagewesen ist. Wenn man aber von verschiedenen sensationslüsternen Produkten absieht und sich nur an ernst zu nehmende theologische Forschung hält, so wird man wohl im allgemeinen sagen können, daß vieles, was die Kritik aus dem Inhalt der Bibel, speziell auf alttestamentlichem Gebiet, gestrichen hatte, nun wiederhergestellt worden ist. Wohl wird man nie zur Verbalinspiration zurückkehren. Die Theologie des letzten Jahrzehntes hat aber eines mit Nachdruck gelehrt: Kritik an der Kritik zu üben. Die Resultate der historisch-kritischen Arbeit müssen mit größter Sorgfalt geprüft und die Möglichkeit ihrer Widerlegung darf nur in äußerst zwingenden Fällen ausgeschaltet werden. Dies dürfte für die Kirche und ihre amtlichen Vertreter schon Grund genug sein, vom Apostolikum nicht abzuweichen. Nach den Resultaten neuster Forschungen kann es unmöglich als wissenschaftlich feststehend betrachtet werden, daß nicht sämtliche Gedanken des Apostolikums schon im apostolischen Zeitalter zur Lehrverkündigung gehörten. Der Gedanke der Fleischesauferstehung ist, wenigstens in dieser Formulierung, weder johanneisch noch paulinisch, wohl aber lukanisch. Die Hadesfahrt ist 1 Pet. 3, 19 deutlich ausgesprochen und Apg. 2, 26 vorausgesetzt. Die Himmelfahrt vollends ist ein integrierender Bestandteil der evangelischen Verkündigung, der auch im altchristlichen Hymnus 1 Tim. 3, 16 zum Ausdruck kommt: „aufgenommen in Herrlichkeit".

Hier habe ich weder Raum noch Veranlassung, eine nähere Begründung dieser theologischen Position zu bieten. Die Vorstellungen aber von einst und jetzt, wie sie sich an die Worte des Bekenntnisses knüpfen, verdienen eine nähere Beleuchtung.

Von den Gegnern des Apostolikums wird oft gesagt, dieses Symbol bestehe aus metaphysischen Urteilen, welche mit dem Vorstellungskreis unseres Zeitalters der Physik und des Kopernikanischen Weltsystems unvereinbar seien. Mit Unrecht. Das Zeitalter der Apostel hatte kein Interesse an dem metaphysischen Hintergrund ihrer Lehrverkündigung. Wie das „geboren vom Weibe" bei Paulus und das angedeutete „ohne Manneswillen" bei Johannes des

näheren erfolgt sein könnte, darüber werden keine Spekulationen angestellt. Es blieb im Grunde ein anbetungswürdiges „kündlich-großes göttliches Geheimnis" wie bei Paulus (1 Tim. 3, 16), so auch bei Lukas und Matthäus.

Akkomodieren wir uns dieser Auffassung im apostolischen Zeitalter, so gestaltet sich die Frage nach der Vereinbarkeit mit unserer Weltanschauung folgendermaßen: können wir heutzutage als gebildete Menschen mit anbetender Bewunderung ein Geheimnis als solches anerkennen? Wir können es. Wären wir dieser psychischen Betätigung unfähig, so wäre unsere Stellung zu dem letzten Grunde der Keimfähigkeit des Samens und der Entstehung jedes Lebens eine oberflächliche, unaufrichtige und vermessene. Die Aufgabe des Religionspädagogen ist, zur Pietät zu erziehen, nicht nur vor einer alten Formulierung, sondern in erster Linie zur Pietät vor dem Geheimnis.

Feiern wir Weihnacht und verlesen dabei das alte, von den besten neutestamentlichen Handschriften beglaubigte Weihnachtsevangelium und beten dabei das große unlösbare göttliche Geheimnis an, das nur in kontemplativer Bewunderung, nicht in gedanklicher Zergliederung erfaßt sein will, so treten wir damit in die Fußtapfen des apostolischen Zeitalters. Diese Zeit ist für das Christentum ebenso die klassische, wie die griechische und römische Antike für Kunst und Staatswissenschaft.

Die Adoration des Geheimnisses involviert die Bejahung des Geschehnisses oder wenigstens seiner Möglichkeit. Zu diesem Zweck braucht man keineswegs, wie ein konservativer Generalsuperintendent gesagt hat, den Verstand mit Trotz niederzuringen. Hat doch selbst die Naturwissenschaft, soweit sie sich mit Weltanschauungsfragen befaßt, in unserem Zeitalter der Telepathie und der „vierten Dimension" ihren materialistischen Größenwahn aufgegeben. Sie formuliert vorsichtiger, denn ehedem, und bemüht sich, das kategorische Verbot unserer Tage: „Sag nicht: unmöglich" zu berücksichtigen. Unsere Theologen müßten ihr Denkvermögen mehr an der Mathematik, Physik und experimentellen Psychologie schärfen als an den zweifelhaften Methoden phantasiereicher Religionshistoriker aus der oben erwähnten Harnackschen „Musterkarte". Dann wäre ihnen das $1 = 3$ in der Trinitätslehre nicht anstößig. Dieses scheinbare Paradoxon ist im Verhältnis zur Unendlichkeit eine mathematische Wahrheit ($1. \infty = 3. \infty$; $1 = 3$ im Verhältnis zu ∞). Die Physik würde uns immer wieder einschärfen, daß man nicht Tatsachen an „Gesetzen" zu korrigieren, sondern „Gesetze" aus Tatsachen herzuleiten hat. Der Physiker wird nie sagen, das Wasser müsse bei $+2$ Grad einen geringeren Umfang haben, als bei $+4$ Grad, obgleich laut Naturgesetz bekanntlich die Stoffe bei abnehmender Temperatur sich zusammenziehen. Die Physik statuiert für das Wasser eine Ausnahme, weil das Experiment sie fordert. Die moderne Theologie dagegen ist sehr leicht geneigt, jede neutestamentliche Stelle für späteres Einschiebsel zu erklären, wenn sie dem von ihr konstruierten Geschichtsbilde im Wege ist, auch dann, wenn die betreffende Stelle durch die ältesten und

besten Handschriften beglaubigt ist. Das heißt aber unbequeme Zeugen aus dem Wege räumen, — für den Wahrheitssucher ein gefährlicher Weg.

Soll das „auf" und „nieder" im Apostolikum uns wirklich anstößig sein, weil es am alten dreistöckigen Weltbild orientiert ist? Auch im Kopernikanischen System steht das schauende Subjekt im Mittelpunkt der Welt. Wohl hat das Bild vom unendlichen Weltenraum mit seinen unzählbaren Sonnen den Menschen klein und demütig gemacht. Gleichzeitig haben aber Philosophen der verschiedensten Richtungen immer wieder die zentrale Stellung des einzelnen Menschen betont, weil dieses Weltbild doch eigentlich nur für unser Bewußtsein existiert. Im gewöhnlichen Leben bedienen wir uns unbeanstandet der alten Ausdrucksweise. Wir reden von der auf- und untergehenden Sonne, obgleich wir wissen, daß die Sonne nicht untergeht, sondern die Erde sich dreht. — Es hat einmal ein großer Prophet*), etwa 6 Jahrhunderte vor Christo, im babylonischen Exil dem Volk Israel eine große Zukunft geweissagt. Er redet da von einem Gottesknecht, der einst in Israel erscheinen wird und auf dessen Stimme die Heiden auf den „Inseln" und in den entfernten „Küstenländern" hören werden. Diese Weissagung ist an dem alten Weltbild orientiert, das sich die Erde flach dachte, vom Weltmeer umgeben, in dem man noch unbekannte Inseln und Küstenländer vermutete. Ist durch diese geographische Unkenntnis des Propheten auch nur das Geringste an dem göttlichahnenden weitschauenden Blick des Propheten getrübt? Wenn heute das damals unbekannte Amerika im Missionswerk für die Sache des Evangeliums an erster Stelle steht, so ist dies ein bedeutsamer Sachbeweis, — ein fernes Küstenland! Derselbe Prophet schaut ferner im Geist, wie sich die Heiden um das Licht scharen, das aus Israel hervorleuchtet. Seine ethnographischen Kenntnisse sind gering. Midian, Epha und Saba werden genannt, höchstens versteigt er sich bis zum unbekannten Volk „Sinim", was „Chinesen" bedeuten kann. Die Erfüllung war weit großartiger, als die Weissagung. Denken wir nur an ganz Europa und Amerika, die Träger der christlichen Kultur; das Licht, das aus Israel hervorgegangen ist, hat sie zu dem gemacht, was sie sind.

Wenn in der Bibel die Menschheit im Hinblick auf ihre leibliche Erscheinung mit den Worten „alles Fleisch" bezeichnet wird, so sollte uns doch diese Redeweise zeigen, was wir unter „Fleischesauferstehung" zu verstehen haben. Ein Dorpater Professor tat mal den Ausspruch: „das Göttliche strebt nach Leiblichkeit", d. h. es will körperliche Gestalt gewinnen. Wenn das apostolische Zeitalter eine leibliche Auferstehung lehrte, so war dies keine metaphysische Doktrin. Für das Urchristentum war der Tod ein Geheimnis, ebenso wie er uns ein ungelöstes Geheimnis geblieben ist, desgleichen die Auferstehung. Durch Bilder und Analogien ist man bemüht sein Wesen zu erfassen. Wie die Pflanze, mit dem erstorbenen Samen in organischer Einheit verbunden,

*) Jes. 40—66.

ein neues Leben für sich darstellt, so soll das Leben nach dem Tode aus dem „verweslichen" Leibe in neuer „verklärter" Leiblichkeit hervorgehn*). Eine metaphysische Erläuterung des Wortes „verklärt" wird nirgends geboten. Anderswo wird der Tod personifiziert; seine Macht wird besiegt. Dies alles sind Gleichnisse und Analogien, nicht scharf umrissene metaphysische Begriffe. Der Tod und die Auferstehung waren der apostolischen Verkündigung, ebenso wie uns, ein Geheimnis. Wenn man im Mittelalter über die Leibesauferstehung metaphysische Theorien inbezug auf Haare und Fingernägel aufgestellt hat, so soll uns dieses nicht beirren. Dies ist schon katholische Korruption. — Lesen wir im Bekenntnis ferner „niedergefahren in den Hades", so können wir auch hier von jeder Deutung, geschweige denn Umdeutung, absehn; „niedergefahren ins Totenreich" besagt seinen völligen Tod und ist im Bekenntnis nicht unwesentlich, zumal in unserer Zeit, wo, auch ärztlicherseits, dickleibige Bände über Jesu Scheintod geschrieben werden. Ob das Totenreich lokal oder zuständlich zu verstehn ist, bleibt egal. Jede Vorstellung in unserer Gedankenwelt ist örtlich oder räumlich. Wer an begriffliches Denken gewöhnt ist, kann sich hier von jeder Vorstellung lossagen. Dem Gebildeten sind der geometrische Punkt und die Linie geläufige Begriffe, obgleich nicht vorstellbar, sondern nur durch Abstraktion zu gewinnen. Das Totenreich, der Ort der Abgeschiedenen, und der Himmel, der Wohnort Gottes, können räumlich und zuständlich gedacht werden, jedoch mit dem Vorbehalt, daß diese Vorstellungen nicht adäquat sind. Endlich ist Gemeinschaft „der Heiligen" in der apostolischen Briefliteratur ein so geläufiger Ausdruck und im christlichen Gemeinschaftsleben ein so unentbehrlicher Glaubensgegenstand, daß seine katholische Verknüpfung mit dem Märtyrerkult dem Protestanten, der seine Bibel liest, völlig fern liegt.

Reinigen wir das Bekenntnis von scholastischer, metaphysischer, katholischer Schlacke, indem wir den Sinn seiner Aussagen an der Lektüre des Neuen Testamentes orientieren, so befinden wir uns auf dem Boden der klassischen, apostolischen Zeit. Metaphysische Hintergedanken sind hierbei ebenso entbehrlich, wie bei der Redeweise von der auf- und untergehenden Sonne.

Dies ist die Eigenart biblischer Worte: es ist ein göttlicher Schatz in irdenem Gefäß; äußerlich mit Mängeln behaftet, an geographische und ethnographische, medizinische und naturwissenschaftliche Unkenntnis gebunden, an die Ausdrucksfähigkeit einer bestimmten Sprache gefesselt, an die Bilder eines bestimmten Volkes und Landes gebunden, innerlich — eine unübertroffene Lösung des Welträtsels: von Gott — zu Gott.

Der Weg zwischen beiden Endpunkten weist vieles auf, was dem menschlichen Verständnis paradox, ja absurd erscheint. Trotz der Existenz großer Kulturvölker in Ägypten und China wird ein nichtssagender Beduinenstamm

*) 1 Cor. 15.

zum Träger des monotheistischen Gedankens gemacht. Mehr noch. Er erhält Verheißungen, die sich auf seine zentrale Stellung in der Entwickelung der gesamten Völkermasse auf der Erde beziehen. Jahrhunderte ziehen vorüber und geleiten dieses merkwürdige Volk durch Krieg und Frieden, durch Glaubensreinheit und Abgötterei, durch Herrschaft und Knechtschaft, an Paläſtina, das Land der Verheißung, gebunden — bis „die Zeit erfüllet war." Nun der große Wendepunkt: ein Mann erscheint, in Leben und Lehre das Gottesreich mit sich bringend, Wenigen nur der Gesalbte, den Meisten ein Stein des Anstoßes. Die Wut gegen ihn entbrennt, bis sich das Böse auf Golgatha auswirkt ... Ein mächtiges Brausen des Geistes durchzieht die Welt. Griechen und Römer, Franken und Germanen beugen sich unter das Zeichen des Kreuzes, beten an den Namen des Lebendigen. Es entwickelt sich eine Lebensart, auf sittlichen Normen beruhend, welche berufen ist, die Welt zu durchdringen. Aus Europa nach dem neuentdeckten Amerika verpflanzt, schreitet sie unaufhaltsam vorwärts. In mehr denn 400 Sprachen ertönt das Wort des vor 2 Jahrtausenden Gekreuzigten, von glühendem Haß, von flammender Liebe umgeben. Selbst Chinas Mauern vermögen ihm nicht zu widerstehn. Juanschikai führt die christliche Zeitrechnung ein und bittet die Christen Chinas (deren Zahl allein 1912 um 28.000 gewachsen ist), fürs Wohlergehn der Republik zu ihrem Gott zu beten, — ein Gebiet der Zukunft.

Nebenher schreiten die heimatlosen Juden, mit beispielloser Zähigkeit ihre Sonderexistenz behauptend, als harrten sie der Dinge, die noch kommen sollen, — ein ungelöstes Problem für den Historiker, der alles auf wahrnehmbare, „natürliche" Ursachen zurückführen muß. Ihre einzigartige Stellung läßt sich weder durch Berührung mit Ägypten und Babel, noch aus den harten Verfolgungen genügend erklären. Dies waren wohl einzelne Faktoren, wie sie auch bei anderen Völkern vorhanden gewesen sind. In geistreicher Gruppierung vermögen sie ein in seiner Einheitlichkeit ästhetisch befriedigendes geschichtliches Gesamtbild zu liefern, nie aber den zureichenden Grund zur Erklärung der weltgeschichtlichen Stellung des Judenvolkes in streng kausalistischer Geschichtsbetrachtung abzugeben. Allenfalls könnte man die Ursache in ihrer Religion erblicken. Da aber tritt die Frage auf: woher haben sie diese Religion, sowie die beispiellose Kraft, in der Zerstreuung an ihr durch Jahrtausende festzuhalten? — und wieder stehn wir vor einem Mysterium.

Angesichts dieses Standes der Dinge dürfte es in unserer Zeit leichter als im Altertum sein, das große göttliche geheimnisvolle Walten in dem Gang der Menschheitsgeschichte anzubeten. Den Siegeszug des Evangeliums, den die Alten ahnten, sehen wir in Erfüllung begriffen. Es ist dasselbe Evangelium, das die Apostel verkündigten. Seine Aussagen finden sich im Apostolikum. Man kann sie alle im Neuen Testament wiederfinden und sie nur so aus dem Wege räumen, daß man sie für spätere Einschiebsel erklärt. Wer dieses aus wirklich zwingenden, wissenschaftlichen Gründen tut, mit dem Vor-

behalt, daß dieſe Gründe einmal von Gegengründen verdrängt werden können, verdient die Achtuug eines lauteren Wahrheitsſuchers. Wer aber höchſt ſchwankende wiſſenſchaftliche Reſultate als ſicher hinſtellt, um die Tore „vom Himmelreich“ möglichſt Vielen zu öffnen, verfährt wohl „diplomatiſch, im letzten Grunde jedoch unſittlich“.

Unſer Meiſter hat einmal geſagt: „Wenn dein Auge einfältig iſt, ſo wird dein ganzer Leib licht ſein; iſt aber dein Auge ein Schalk, ſo iſt dein ganzer Leib finſter.“ Mag man nun noch ſo ſehr bemüht ſein, ein unzweideutiges Bekenntnis herzuſtellen, die Vorſtellungen, welche ſich daran knüpfen, laſſen ſich nie vereinheitlichen. Jeder ſieht mit ſeinem Auge. Setzten wir etwa an die Stelle des Apoſtolikums nur drei Wörtchen: „Gott iſt Liebe“, wie viele Deutungen ſind hier möglich! „Gott“ kann monotheiſtiſch und henotheiſtiſch, pantheiſtiſch und deiſtiſch, anthropomorphiſch, anthropopathiſch und moniſtiſch gefaßt werden; „iſt“ kann Kopula ſein, kann aber auch Weſensgleichheit, Adäquatheit, Ähnlichkeit, Urheberſchaft, Bedeutung ꝛc. bezeichnen. Und endlich das Wort „Liebe“, wie mannigfaltig ſind die Vorſtellungen, die ſich hierbei auslöſen könnten! — Wo heilige göttliche Einfalt und Unmittelbarkeit fehlt, da wird keine Glaubensformel, und ſei ſie noch ſo kurz, Eindeutigkeit erzielen können.

Die Kirche hat keinen Grund vom Wortlaut des Apoſtolikums abzuweichen, da ſich ſeine Gedanken, wie das Neue Teſtament bezeugt, in der apoſtoliſchen Verkündigung bereits vorfanden, und das Gegenteil ſtreng-wiſſenſchaftlich nicht nachgewieſen iſt. Die Kirche hat die Pflicht, an ihm feſtzuhalten, weil der weſentliche Inhalt der evangeliſchen Verkündigung in ihm zum Ausdruck kommt. Das „Programmatiſche“ in der Lehre Jeſu kann wegfallen. Das gehört nicht in den Inhalt der Frohbotſchaft. Das neue Gebot ergibt ſich aus dem neuen Verhältnis zu Gott, welches nicht von Menſchen erkämpft, ſondern als Geſchenk Gottes verkündet wird. Erlöſung, keine Selbſterlöſung, iſt der Inhalt des Evangeliums. Daher auch kein Programm, ſondern nur ein Bekenntnis zu dem gegebenen neuen Verhältnis zu Gott, verbürgt durch die im Apoſtolikum enthaltenen Tatſachen. — Die Kirche des Evangeliums muß an ihm feſthalten, weder weil die Frommen es wünſchen, noch weil die Unfrommen es verwünſchen, ſondern einzig und allein, weil es in der Welt kein anderes Evangelium gibt. Fragt jemand, ob Gott es nicht auch hätte anders machen können, ſo verweiſen wir ſolche Fragen ins Gebiet ſcholaſtiſcher Spekulationen.

Geradezu herzerquickend werden die Apoſtolikumſtürmer da, wo ſie der Kirche Mangel an Vertrauen zu Gottes Weltleitung vorwerfen, weil dieſe unnachgiebig an ihrem Bekenntnis feſthält. Das iſt rührend. Sie ſollten doch den Sinn der Leibnitzſchen Theodicée nicht mißbrauchen. Wohl gliedert ſich alles Böſe in die Geſamtheit des Geſchehenden ſo ein, daß es letztlich dem Guten dienſtbar gemacht wird. Daraus folgt aber nicht, daß man gut und

böse miteinander verwechseln soll. Wohl glauben wir mit Goethe, daß die Welt eine Orgel ist, auf der der Herrgott spielt, und der Teufel tritt dazu die Bälge; dies macht aber den „Kalkanten" noch nicht zum Schöpfer der Harmonie. Wir mißgönnen unseren Gegnern weder ihren Standpunkt, noch ihren Ruhm. Wogegen wir aber energisch Front machen müssen, das ist die Begriffsverwirrung und die Namensfälschung. Wessen Grundanschauung ein Gemisch von Monismus und Buddhismus ist, oder ein schwammiges Gottsuchertum, der soll sich nicht Prediger des evangelischen Christentums nennen. Wer nur Protestsucht und den Mut sittlicher Ueberzeugung mit Luther gemeinsam hat, der kann diese Eigenschaften mit vielen aus der Gefolgschaft marxistischer Jungjuden teilen und hat kein Recht auf den Namen „evangelisch-lutherisch". Mag ein großer Abfall von der christlichen Lehre einsetzen, mögen die Kirchen leerbleiben, — für Begriffsverwirrungen sind wir Lutheraner nicht zu haben.

Die Adoration des Geheimnisses gehört zum Wesen der Religion. Unter dieser Voraussetzung sind die Lehrgedanken entstanden, welche im Apostolikum ihren Niederschlag gefunden haben. Jahrhunderte hindurch sind uns die Lehren mit diesen Worten übermittelt worden. Millionen Gedanken und Vorstellungen mögen sie ausgelöst haben je nach dem Bildungsstande und dem jeweiligen Weltbild. Bleibt die Pietät vor dem göttlichen Geheimnis dabei unverletzt, so befinden wir uns in den Fußtapfen des apostolischen Zeitalters, ungeachtet des veränderten Weltbildes und unsicherer historisch-theologischer Forschungsergebnisse. Das Wort ist die Form für den Inhalt, wenn auch eine dürftige Form. Wollen wir uns an den religiösen Inhalt des Urchristentums anlehnen, so gibt es dazu nur einen Weg. Luther bezeichnet ihn mit dem Ausspruch: „Das Wort sie sollen lassen stahn".



Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Zur Geschichte des deutschen Schulwesens in Polen.

Von Karl Grams (Wloclawek in Polen).

(Schluß.)

Vergleicht man nun die Gehälter, die den Elementarlehrern von der Regierung zugemessen werden und die früher 120—150, später 200 Rubel, neuerdings 360—390 Rubel auf dem Lande, in den Kreis- und Gouvernementsstädten bei freier Wohnung und Beheizung 360—600 Rubel und in Lodz früher 500—675, gegenwärtig 800—1000 Rubel ausmachen, die periodischen Alterszulagen nicht mitgerechnet, auch die Emeritur, die diese Lehrer nach vollendeter 35-jähriger Dienstzeit aus der Emeritalkasse erhalten, (120—1000 Rubel jährlich) und erwägt man ferner, daß die Gemeindeglieder die unbeschränkten Herren der Kantoratsschulen sind, von deren Wohlwollen der Kantor abhängt, und daß ein Kantor weder über Feiertage noch Ferien

verfügt, so darf es uns nicht wundernehmen, daß sich viele Lehrer nach dem Schutze des Staates und der „Staatskrippe" sehnten und mit der lebhaftesten Freude den Kaiserlichen Ukas vom Jahre 1870 begrüßten, demzufolge sämtliche konfessionelle Schulen, die dem Konsistorium nicht unterstellt waren, in Staatselementarschulen umgewandelt wurden.

Auch im Laufe der folgenden Jahre haben viele evangelische Schulen, ihren falsch verstandenen Vorteil suchend, die Behörden ersucht, die Kantorate in Elementarschulen umzugestalten. Alle diese Schulen mit den dazu gehörigen Ländereien und Baulichkeiten sind nach dem genauen Sinn jenes Ukases den Gemeinden entzogen und der Verwaltung der Schuldirektionen unterstellt worden. Das gefährdete nicht nur den Bestand vieler evangelischen Schulen, sondern auch ihre Zahl nahm, wie statistische Daten dartun, bedeutend ab. Über den Rückgang des deutschen Volksschulwesens in Polen redet die Statistik eine traurige Sprache. Von 900 früheren deutschen Volksschulen fiel die Zahl z. B. im Jahre 1895 auf 329 Kantorate und 277 Elementarschulen mit evangelischen Lehrern, und im Jahre 1910 — wenn die deutschen Schulen in Lodz, deren Zahl in der letzten Zeit rapid gestiegen ist, nicht in Betracht gezogen werden, — gab es nur 315 Kantorate und 269 evangelische Elementarschulen*); seit diesem Jahre ist die Zahl der Kantorate wieder um ein Beträchtliches gesunken. Diese Erscheinung läßt sich dadurch erklären, daß an vielen Orten von Deutschen gegründete Schulen, die aber jetzt überwiegend von polnischen Kindern besucht werden, den Deutschen abgenommen worden sind und polnische Lehrer erhalten haben. Auch heute begegnen wir noch oft Fällen, daß das Land, das ausschließlich von Evangelischen angekauft und später nebst den darauf aufgeführten Gebäuden als Schulland (училищная усадьба) in die Liquidationstabellen eingetragen und Eigentum der ganzen Dorfgemeinde geworden ist, infolge der Abnahme des deutschen und Zunahme des polnischen Elements im Dorfe den Deutschen abgenommen und der ausschließlich für Evangelische zu Gottesdiensten bestimmte Betsaal geschlossen wird.

Daß diese Kantorate den modernen Ansprüchen nicht mehr entsprechen und die deutschen Kolonisten der Gefahr entgegengehen, alle ihre Kantoratsschulen zu verlieren, hat das Konsistorium längst erkannt. Man gelangte zu der Ueberzeugung, daß der Unterricht in ihnen auf anderer Grundlage aufgebaut werden müsse, was nur dann erreicht werden dürfte, wenn die Kantoratslehrer vor allen Dingen selbst eine gediegenere Bildung erhielten. Diesem Zweck sollte die im Jahre 1885 bei dem Kantorate zu Kamien (Petrikauer Gouv.) eingerichtete spezielle Abteilung mit zweijährigem Lehrkursus dienen, die gewissermaßen als Kantorenschule angesehen werden konnte, da der Lehrplan derart festgestellt worden war, daß die Zöglinge dieser Anstalt nach Absolvierung der Schule eine entsprechende Prüfung an einem Lehrerseminar

*) „Unsere Kirche" — Synodalbericht 1909/10 u. 1910/11.

oder einer anderen Lehranstalt bestehen und die Rechte eines Dorfkantors erlangen konnten. Doch war diese Unterrichtsanstalt wegen der Abgelegenheit des Ortes und wegen Mangels an geeigneten Lehrkräften nicht imstande, das Interesse der Gemeinden zu gewinnen, und ging 1891 wieder ein. Als Bildungsmittel für die Kantoren im Amte und als Förderungsmittel für die ganze Sache sind die Kantorenkonferenzen erkannt und eingerichtet worden. Neuerdings sind sie aber von der Regierung verboten worden.

Die Gründung einer Lehranstalt für evangelische Lehrer war indessen ein schreiendes Bedürfnis, weshalb das Konsistorium im Jahre 1907 zur Ausarbeitung eines neuen Statutes für ein Kantorenseminar mit deutscher Unterrichtssprache schritt, das in Tomaszow (Gouv. Petrikau) eröffnet werden sollte. Ungeachtet dessen, daß die Zeitverhältnisse für die Gründung einer solchen Anstalt sehr günstig waren, ist die Bestätigung bis jetzt ausgeblieben, was einen neuen Beweis dafür liefert, wie gleichgültig sich die Behörden den berechtigtsten Wünschen der eingewanderten Deutschen gegenüber verhalten und wie viel Mühe die Durchführung der einfachsten Angelegenheiten erfordert.

Es schien, daß sich in den Jahren der Unruhen eine für das Deutschtum in Polen günstige Wendung vollziehen werde: auf Grund der Allerhöchsten Manifeste wurde durch ministerielle Verfügung v. 19. Februar 1906 der Unterricht in den polnischen und litauischen Volksschulen in der Muttersprache freigegeben. Da nun in Polen über 500.000 Deutsch-Evangelische wohnen, deren Kinder die Schule besuchen, und es — nachdem bereits die Muttersprache in den polnischen Schulen eingeführt worden war — ungerecht wäre, wenn man den Deutschen das Recht des Unterrichts in ihrer Sprache vorenthielte, petitionierte das Konsistorium, daß den Volksschulen, in denen die Majorität der Kinder von Hause aus deutsch spricht, das Recht der deutschen Unterrichtssprache verliehen würde. Diese Bestrebungen unterstützte man durch die an das Konsistorium gerichteten Petitionen aus Lodz, Pabianice, Alexandrowo, Konstantynow, Tomaszow und vielen Landgemeinden. Am 31. Januar 1907 wurde Allerhöchst auch den Deutschen in Polen das Recht des Volksschulunterrichts der Kinder in ihrer Muttersprache in demselben Umfange, wie den Polen, zuerkannt. Zu bald trat jedoch die Reaktion ein. Gleich zu Anfang zögerten die Schuldirektoren mit ihrer Entscheidung und erschwerten auf alle mögliche Weise die Einführung der deutschen Unterrichtssprache in den evangelischen Elementarschulen, bis man endlich erklärte, daß die deutsche Sprache nur in den Unterstufen beim Rechnen neben dem Russischen zulässig sei. Und wenn noch in Betracht gezogen wird, daß die Schulinspektoren bei ihren Revisionen der Elementarschulen alles Gewicht ausschließlich nur auf das Russische legen und alle übrigen Gegenstände garnicht beachten, daß sie — wie es notorisch vorliegt — trotz der größten Mühe von seiten der Lehrer bei den Schulkindern mangelhafte Kenntnis des Russischen konstatieren und den Lehrern unter Strafdrohung Weisung geben, mit noch

größerer Energie das Russische zu treiben, so folgt hieraus, daß alles, was durch das Allerhöchste Manifest verliehen worden war, durch das willkürliche Verfahren der Unterbehörden vollständig annulliert worden ist.

Eine gewisse Förderung erfuhr das deutsche Schulwesen in der Stadt Lodz durch die Gründung des deutschen Schul- und Bildungsvereins. Dieser stellte sich die Aufgabe, der Gemeinschaft der Deutschen in kultureller und bildender Betätigung zu dienen, und unternahm es daher in erster Linie, der großen Schulnot, die die Deutschen in der Stadt drückte, zu steuern. Nachdem die russische Sprache in den Schulen obligatorisch eingeführt worden war und die deutschen Schulen mit den polnischen vereinigt waren, begann hier ein systematisches Verschieben des Verhältnisses der polnischen und deutschen Schullehrer und Schulkinder zu Gunsten der Polen. Früher war die Hälfte aller Kinder, die die Schule in Lodz besuchten, deutsch. Als man aber immer mehr Polen und schließlich keine Deutschen mehr als Lehrer an den Stadtschulen einsetzte, verschob sich dieses Verhältnis so sehr zum Nachteil der deutschsprechenden Jugend, daß ihre Zahl im Jahre 1907 nur ungefähr ein Viertel aller Kinder ausmachte, ungeachtet dessen, daß die Deutschen in Lodz von der Gesamtsumme der Schulsteuer 60% aufbrachten. Dasselbe gilt mit wenigen Ausnahmen auch von den Fabrikschulen. Durch Eröffnung von je 6 Kantoratsschulen in jeder der beiden evangelischen Gemeinden der Stadt, denen die Gründung anderer Kantorate folgen sollte, suchte man der Schulnot zu steuern, wodurch allerdings den Evangelischen in der Beziehung Unrecht geschah, daß sie eine zweifache Schulsteuer — zum Unterhalt der Kantoratsschulen und an die städtische Schulkasse zum Unterhalte der vorwiegend polnischen Schulen — zahlen mußten.

Aus der Schulnot geboren, wendete sich der Verein gleich zu Beginn seiner Tätigkeit der Schulfrage zu. Er eröffnete zunächst 4 private Volksschulen mit 12 Lehrkräften und schritt dann zu einer Sicherstellung und Festigung der deutschen Elementarschulen durch die Trennung der beim Magistrate bestehenden Schulkasse in eine deutsche und eine polnische. Dadurch bewirkte er, daß die Deutschen ihre eigenen Schulen erhielten, für deren Unterhalt die deutsche Schulkommission beim Magistrat zu sorgen hatte. Dieser Kommission übergab der Schulverein auch die vier eröffneten Privatelementarschulen, die den anderen Stadtschulen angegliedert wurden. Vor der Kassentrennung im Jahre 1906 gab es 28 gemeinschaftliche Schulen mit 82 Lehrern, nachher hatten die Deutschen allein eine zweiklassige und 23 einklassige Schulen. Die Zahl der deutschen Lehrer stieg von 8 auf 68 und die der Kinder — von 1138 auf 4000 *).

Nach der Regelung der Schulfrage wandte sich der Verein anderen Kultur- und Bildungsaufgaben zu. Er richtete im Vereinslokal eine deutsche

*) Bericht des Lodzer Deutschen Schul- und Bildungsvereins 1911.

Volks- und Lehrerbibliothek mit Lesehallen ein, die im Jahre 1911 aus 1112 Bänden belletristischen und 1415 Bänden wissenschaftlichen Inhalts bestand, veranstaltete Vorträge über Erziehungs- und Schulfragen, auch Vorträge allgemeinbildenden und unterhaltenden Charakters für Erwachsene und Kinder, arrangierte dramatische Vorstellungen und Konzerte zu Gunsten der deutschen Volksschulen u. s. w.

Gleichzeitig erstreckte der Verein seine Fürsorge über das vom Lehrer Braun gegründete deutsche Privatgymnasium, das von einem besonderen Komitee verwaltet wurde. Später übernahm die Führung der Anstalt eine Genossenschaft von Großindustriellen der Stadt, die den „Deutschen Gymnasial- und Realschulverein" in Lodz ins Leben rief. Die erste und vornehmste Aufgabe dieses Vereins war die Erbauung eines eigenen zweckentsprechenden Schulgebäudes. Dank der großen Opferwilligkeit von seiten des Schulkuratoriums und begüterter Glieder der deutschen Gesellschaft konnte der Präses des „Deutschen Gymnasial- und Realschulvereins", Manufakturrat Ernst Leonhardt, den monumentalen, nach den modernsten Prinzipien errichteten Schulbau nebst einem ausgedehnten, für die Zöglinge der Anstalt als Spiel- und Tummelplatz bestimmten Hofe dem gegenwärtigen Leiter des Gymnasiums, Hofrat Hugo von Eltz, mit folgenden, für die Denkungsart der Stifter bezeichnenden Worten übergeben: „Es ist das Teuerste, was wir haben, das wir Ihnen, Herr Direktor, hiermit anvertrauen — unsere Kinder! Lehren Sie, bilden Sie und erziehen Sie diese Knaben in treuem deutschen Geist zu braven Männern, die treu bleiben ihrer Nationalität, treu ihrem Glauben und treu dem großen Reiche und unserem teuren Monarchen als tüchtige Männer und gute Bürger. Pflanzen Sie in die Herzen der Jugend das Saatkorn der Duldung und Nachsicht mit allem Andersstämmigen und Andersprachigen, auf daß unsere Kinder Männer werden: streng mit sich selbst und nachsichtig gegen andere."

Nachdem die Anstalt in dem neuen, seinem Zweck vollkommen entsprechenden Bau Unterkunft gefunden hatte, war es die nächste Aufgabe der Schule, ein detailliertes Lehrprogramm für alle Fächer und Klassen auszuarbeiten, welches in seinem Ausbau so gestaltet werden mußte, daß die Zöglinge der Anstalt ohne besondere Vorbereitung — wie bisher — imstande wären, die Prüfung in eine beliebige Klasse der Kronslehranstalten zu bestehen, und welches den Abiturienten der Schule die Wehrpflichtsrechte I. Kategorie zusicherte und den freien Zutritt zu den Hochschulen des Landes ermöglichte. Diese für die ganze Zukunft der Lehranstalt außerordentlich wichtige Frage konnte nur dadurch realisiert werden, daß der Unterricht in der Reichssprache verstärkt und die oberen vier Klassen russifiziert wurden. Auf diese Weise erhielt die Anstalt die gewünschten staatlichen Rechte, darf aber doch nicht von sich aus Zeugnisse ausfertigen, wie andere staatliche Schulen, in denen die Maturitätszeugnisse ausschließlich vom Lehrerpersonal ausgestellt werden.

Die Abgangsprüfungen finden im Beisein und unter Aufsicht eines Abgeordneten vom Kurator statt, der die Zeugnisse unterschreiben muß, wenn sie rechtsgültig sein sollen.

Wird nun in Betracht gezogen, daß die vom Ministerium der Volksaufklärung an eine Mittelschule gestellten Forderungen erfüllt werden müssen, die deutsche Sprache hier eine Verstärkung erfährt, wie sie sonst in keiner anderen Unterrichtsanstalt anzutreffen ist, daß die Schüler im Beisein eines Abgeordneten oder einiger Spezialisten geprüft werden müssen, daß schließlich diese Anstalt in eine klassische und eine reale Abteilung von der Quinta ab getrennt ist, wodurch die Gymnasiasten — die Klassiker — gezwungen sind, gewisse reale Fächer in einem Umfange durchzunehmen, der von ihrem Programm garnicht verlangt wird — so kann nicht bestritten werden, daß die Lehranstalt im Vergleich zu anderen Kronsschulen bedeutend größere Ansprüche an die Begabung und die Leistungsfähigkeit der Zöglinge stellt.

Trotz des umfangreichen Programms ist der Andrang der Schüler ziemlich groß. Die Schülerzahl beträgt im laufenden Schuljahr 1913/1914 — 467. Darunter 378 Deutsche, 1 Pole und 88 Juden. 34 Lehrer erteilen Unterricht in 23 Klassen der Lehranstalt. Diese umfaßt sowohl die Elementarschule als auch die Mittelschule und führt also auf diese Weise die ihr im Alter von 6—7 Jahren anvertrauten Kinder in einem lückenlosen Lehrkursus von 12 Jahren vom Alphabet bis zur Universität. Die Bedeutung dieser Lehranstalt für das Deutschtum unseres Landes, das vonseiten des aggressiven Polentums großen Gefahren ausgesetzt ist, kann nicht hoch genug geschätzt werden. Dringend erwünscht wäre es nur noch, durch Ermäßigung der verhältnismäßig hohen Schulgebühr nicht nur den Kindern minderbemittelter Gesellschaftsklassen der Stadt Lodz, sondern auch der auswärtigen Jugend die Segnungen dieser wohlgeordneten deutschen Schule zugänglich zu machen.

Außer dem deutschen Gymnasium in Lodz gibt es in Polen nur noch eine Privatlehranstalt, in der alle Unterrichtsfächer außer Russisch, Geographie und Geschichte in deutscher Sprache vorgetragen werden. Es ist die im Jahre 1911 in Zyrardow gegründete Koedukationsschule mit 6 Abteilungen, die von der Aktiengesellschaft Zyrardow subventioniert und vom Deutschen Schulverein des Ortes unterhalten wird. In die Schule werden außer deutschen Kindern auch andere ausnahmsweise aufgenommen, doch ist die Zahl dieser ganz gering. Die Eltern der Kinder sind zum großen Teil Ausländer. Unterrichtet wird: Russisch, Deutsch, Polnisch, Französisch, Rechnen, Geometrie, Physik, Geschichte, Geographie, Naturkunde, Kalligraphie, Zeichnen, Singen, Turnen und Handfertigkeit.

Die Gesetze und Gepflogenheiten unseres Reiches haben einen bestimmenden Einfluß auf die Regelung der Schulangelegenheiten, Auswahl, Anordnung und Umfang des Lehrstoffes ausgeübt. Nur in einem Falle, wo dieser Einfluß ganz besonders erwünscht wäre, hat die staatliche Autorität

bis jetzt versagt: beim Schulzwang und der Schulbesuchspflicht. Die geistige und die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung der Deutschen wird namentlich auf dem Lande gehemmt durch die Willkür, mit der manche Eltern aus allerlei nichtssagenden Gründen ihre Kinder auf kurze oder lange Zeit vom Schulbesuch fernhalten, vor allen Dingen aber dadurch, daß infolge der ungenügenden Anzahl von Volkselementarschulen den Kindern nicht nur die für das praktische Leben unentbehrlichsten Kenntnisse nicht beigebracht werden, sondern diesen auch oft jegliche religiöse und moralische Erziehung abgeht. Nur in volksreicheren Ortschaften hat man für Schulen gesorgt, doch muß in diesen wiederum der Lehrer mit einer Schülerzahl von oft über 100 auf verschiedenen Entwicklungsstufen stehenden Kindern arbeiten, was die Leistungsfähigkeit des Unterrichtenden und der ihm anvertrauten Pfleglinge erheblich herabsetzt.

Zur Steuer der Wahrheit muß jedoch bemerkt werden, daß die Schulbehörden in der letzten Zeit den Schulbesuch durch besondere Verordnungen zu normieren versucht haben. Den Lehrern der starkbesuchten und überfüllten Schulen wollte man in erster Linie dadurch die Arbeit erleichtern, daß man die Zahl der aufzunehmenden Kinder reduzierte, welche Maßregel das Aussperren vieler schulpflichtiger Kinder zur Folge hatte Um diesem Notstande ein Ende zu machen, entschloß sich die Regierung auch im Weichselgebiete die allgemeine Schulpflicht durchzuführen. Da gegenwärtig in Polen von 1000 Einwohnern nur 30 Kinder die Schule besuchen, sind zur Realisierung des genannten Projekts noch ungefähr 12 000 neue Schulen nötig, die im Laufe von 10 Jahren im Lande eröffnet werden müssen.

Im Plozker Gouvernement, wo man mit der Neuerung bereits begonnen hatte, fanden im Sommer des letzten Jahres zahlreiche Gemeindeberatungen in diesbezüglicher Angelegenheit statt. Die sich selbst überlassenen und infolge der mannigfaltigen ungünstigen Verhältnisse kulturscheu gewordenen deutschen Kolonisten, die über die Frage der allgemeinen Schulpflicht wenig orientiert sind, die ständig den neidischen Anfeindungen und Verleumdungen der Polen ausgesetzt waren und im Laufe der Zeit die traurige Erfahrung gemacht haben, daß ihr größtes Nationalgut — die Muttersprache — in ihren Schulen mit jedem Jahre mehr vernachlässigt, sogar aus denselben verdrängt wird, daß die Schulen ihnen überall da abgenommen werden, wo die polnische Bevölkerung im Vergleich zu der deutschen die Majorität bildet, daß schließlich die Vertreter der evangelischen Kirche hierzulande selbst, das internationale Gut — die Konfession — sorgsam hütend, um die Nationalität der eingepfarrten Deutschen nur wenig oder gar nicht besorgt sind, sahen in dem obligatorischen allgemeinen Schulbesuch eine nationale Gefahr für sich und stimmten in ihrer Ratlosigkeit größtenteils gegen die Einführung desselben. Namentlich glauben sie um die kleinen Siedelungen und die inmitten der sogenannten „Rumunki" (Räumungen) planlos wohnenden Kolonisten, teilweise aber auch um diejenigen größeren Kolonien mit bestehenden deutschen Schulen besorgt sein zu müssen,

die in der Nachbarschaft von schulloſen polniſchen Dörfern liegen, deren Kinder dann das Recht hätten, die naheliegenden deutſchen Schulen zu beſuchen. Die Folge der Einführung der allgemeinen Schulpflicht würde nun ſein, daß nicht nur Schulen mit einer Minderzahl von deutſchen Kindern polniſche Lehrer erhielten, die, falls ſie nicht direkt als Gegner des Deutſchtums aufträten, doch nicht imſtande wären, ihnen die elementarſten Kenntniſſe in Religion und Deutſch beizubringen, ſondern daß überhaupt in allen gemiſchten Schulen auch die in nationaler Hinſicht widerſtandsfähigen Landkinder ſich dem Idiom des Landes zuwenden und leicht poloniſieren würden.

Die Direktion hat bei dem Planentwerfen des Schulnetzes auch deutſche Kolonien mit Schulen bedacht, doch die endgültige Beſtimmung, wo Schulen gegründet werden ſollen, den Gemeindeberatungen überlaſſen. Anfänglich ſchien es, daß die Verhandlungen der polniſchen Bevölkerung mit den deutſchen Koloniſten in Sachen der Schulverteilung freundſchaftlicher ablaufen würden, doch zeigte es ſich leider bald genug, wie wenig man geneigt ſei, den berechtigtſten Forderungen und Wünſchen der Deutſchen zu willfahren. Die erſten Gemeindeverſammlungen, die infolge der dünnen deutſchen Bevölkerung und ihrer Reſerveſtellung von deutſchen Bauern ſchwach vertreten waren, beſchloſſen z. B. in ganz kleinen polniſchen Flecken Schulen zu errichten, ohne auf die Nähe größerer deutſcher Kolonien Rückſicht zu nehmen, die ihre ſchulpflichtigen Kinder der polniſchen, alſo dem Geiſte nach ganz fremden Nachbarſchule anvertrauen müſſen. Die erſten Beſtimmungen dieſer Gemeindeverſammlungen geben der deutſchen Landbevölkerung Anlaß genug, um ihr Volkstum und ihre angeſtammte Sprache zu bangen, obgleich andererſeits auch zugegeben werden muß, daß die geiſtige Kultur der Evangeliſchen, der es bis jetzt faſt überall an einer wohlgeordneten Pflege gefehlt hat, eine längſt erwünſchte Förderung erfahren wird.

Wie ſich im allgemeinen das deutſche Schulweſen in der Folge geſtalten wird, iſt vorläufig nicht vorauszuſehen. Die günſtige Löſung der Schulfrage auf dem Lande wird viel abhängen von der Stellungnahme der evangeliſchen Intelligenz und in erſter Linie der evangeliſchen Paſtoren zu dieſer ſo wichtigen Frage. Da indeſſen alle beſſeren Kreiſe der Provinzintelligenz ganz offen zum Polentum neigen, iſt bei dem ſyſtematiſch betriebenen Deutſchenhaß auf einen glücklichen Ausgang der Schulangelegenheit wenig Hoffnung vorhanden.

❀ ❀ ❀

Zum Problem des modernen Kapitalismus.*)

Von Georg Scheel (Reval).

Unter Kapital verstehen wir den Überschuß, der dem Produzenten verbleibt nach Befriedigung seiner materiellen Lebensbedürfnisse, welcher Überschuß zum Eintausch anderer materieller Werte oder zur Weiterzeugung des von ihm selbst hergestellten Produktes dient. Kapitalismus ist nun die Wirtschaftsform, die unter Leitung des Eigentümers des Kapitals eine so große Erzeugung bezweckt und ermöglicht, daß sich weiteres Kapital ansammelt. Der moderne Kapitalismus bedient sich hierzu in erster Linie des Handels, des Finanzwesens und der Industrie. Demgemäß ist es auch hauptsächlich mobiles Kapital, was er beschafft, und auf dieses Moment werden wir heute unser Hauptaugenmerk richten müssen.

Kapitalistische Wirtschaftsmethoden hat es schon im grauen Altertum gegeben bei Völkern, die lange Perioden ruhiger Entwickelung durchgemacht haben und dabei zu großer Wohlhabenheit gelangt sind, doch haben vor allem unglückliche Kriege, dann auch andere Umstände mitgewirkt, daß die Kapitalanhäufung immer wieder vernichtet wurde. Der einzige Staat, der seine auf Kapitalismus begründete Wirtschaft im Altertum beginnend durch das ganze Mittelalter bis hoch in die Neuzeit hat weiterführen können, ist Venedig. Nicht Kriege, sondern hauptsächlich die veränderte Richtung der großen Handelsstraßen unterbanden die Lebensadern seines Wirtschaftslebens, und um dieselbe Zeit, also zum Beginn der Neuzeit, sehen wir ein überraschendes Aufblühen des Kapitalismus, das von den norditalienischen Handelsrepubliken über Süddeutschland und den Rhein nach Frankreich und den vlämischen Städten ausstrahlend, eine hohe Blüte des Wohlstandes, der Kultur und der Wissenschaft nach sich zog. Auch nach der Entdeckung Amerikas blieb noch für lange Zeit die Levante der Hauptnährboden des Handels im großen und der in seinem Gefolge auftretenden Kapitalbildung. Neben Venedig sehen wir Genua, Ravenna, Pavia, Florenz an dem großen Aufschwung ihren Anteil nehmen. Genua fängt an Venedig zu überflügeln, und hier wie in Florenz entstehen die ersten Anfänge des modernen Bankwesens, nachdem die Kapitalbildung schnell fortgeschritten und neben den Handelsgeschäften reine Finanzoperationen im großen Stil erledigt wurden. Aus der Zeit und von Norditalien kommend stammt unser ganzes kaufmännisches Rechnungswesen und die doppelte italienische Buchführung, die sich bis auf den heutigen Tag fast unverändert in Wesen und Terminologie erhalten hat. Auch das Wort Bankier stammt vom italienischen Banco, dem Tisch, auf welchem die Geldwechsler die Umwechselung der so mannigfaltigen Münzsorten, die damals in Kurs waren, in

*) Vortrag, gehalten in der Estländischen literarischen Gesellschaft am 21. Februar 1914.

andere ausführten. Die nächsten Stationen und Umschlagplätze für den lebhaften Handel jener Zeit bildeten die oberdeutschen Städte; Nürnberg, Regensberg und vor allem Augsburg kamen zu einer gewaltigen Blüte und überflügelten die italienischen Orte. Lagen sie doch in dem Großstaat Karls V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, und hatten daher ein viel größeres Gebiet zur Verfügung für ihre Handels- und Finanzoperationen, als die Städte Italiens. Wer kennt nicht die Namen der Fugger, der Welser, der Imhoff, Handelsherren von derartiger Macht und Kapitalkraft, daß ein Fugger, wie der Volksmund sagt, sich erlauben konnte, einen Wechsel zu verbrennen, den der Herrscher des Weltballes, Karl V., nicht bezahlen konnte. Der Fugger Brief und Wechsel genoß unbedingtes Vertrauen, fast mehr als die Unterschrift des Kaisers. Den Rhein hinunter und in den niederländischen Städten Brügge, Antwerpen, Gent etc., in Frankreich, in Lyon und an den oberitalienischen Handelsplätzen wurden Faktoreien und Filialen begründet. Daneben wurde zumal in Tirol und Spanien ein lebhafter Bergwerksbetrieb eingerichtet und vor allem Silber und Kupfer produziert, und mit den freien Kapitalien wurde ein Bank- und Wechselgeschäft betrieben, das (für damalige Zeit) großartige Dimensionen annahm, und die Krone Österreich-Spanien befriedigte ihre enormen Geldbedürfnisse durch Staatsanleihen hauptsächlich bei den oberdeutschen Bankiers. Die lange Periode der Kriege, die ewigen Kontributionen und Brandschatzungen der Städte und der Staatsbankerott des habsburgischen Spanien zerstörten die Kapitalkraft der rasch reich gewordenen Städter, und die kriegerischen Wirren, die ihren Höhepunkt im 30-jährigen Kriege fanden und fast ganz Europa über zwei Jahrhunderte lang in den Grundfesten seines politischen Baues erschütterten, vernichteten die kapitalistische Wirtschaftsmethode fast bis auf ihre letzten Spuren. Erst zur Zeit des ersten Napoleon sehen wir den Kapitalismus wieder sein Haupt erheben.

Als den eigentlichen Schöpfer des zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beginnenden modernen Kapitalismus müssen wir Mayer Anselm Rothschild in Frankfurt ansprechen. Den Grundstock zu seiner Kapitalkraft legte dieser Mann durch die äußerst gewandte und zugleich gewissenhafte Verwaltung des Vermögens des reichen Landgrafen von Hessen, der landesflüchtig wurde und sein Vermögen Rothschild anvertraute. Seine unbedingte Zuverlässigkeit und das Bewußtsein, Rothschild werde es unter allen Umständen verstehen, seinen Verpflichtungen nachzukommen, führten ihm große Kapitalien zu, die die geängstigten Fürsten, aber auch Adel und Bürgerschaft ihm teils terminiert, teils auf unbestimmte Zeit übergaben in der sicheren Ueberzeugung, er werde das Kapital nicht nur bestimmt zurückzahlen, sondern noch durch Zinsen vermehren. Seinen zum Teil hochbegabten Söhnen gab er eine ausgezeichnete Erziehung und schickte dann vier von ihnen in die damals bedeutendsten Finanzplätze der Welt, — London, Wien, Paris und Neapel, — während der Aelteste in Frankfurt blieb, um das Stammhaus erst gemeinschaftlich mit dem Vater

nnd ſpäter allein fortzuführen. Es iſt bekannt, welche Finanzmacht das Haus Rothſchild ein Jahrhundert lang bis in unſere Tage hinein ausgeübt hat, und ich habe nur deswegen etwas eingehender bei ihm verweilt, weil es die typiſchſte Entwicklung des reinen Bankgeſchäftes, das ſeine Kraft auf eigenes Kapital und Depoſitengelder gründet, bietet. Neben Rothſchild blühten andere Häuſer auf, die teils Finanz- und Handelsgeſchäfte, teils nur Bankgeſchäfte betrieben, und dieſer Bankierſtand iſt der Träger der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsordnung bis in das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts geblieben. Bei Beruhigung der Gemüter nach Beendigung der vielen Kriege und nachdem die Revolutionen ihre Schrecken verloren, begannen auch Handel und Induſtrie langſam wieder ſich zu erholen. Zumal die letztere entwickelte ſich infolge der raſch fortſchreitenden Technik, doch war der Verdienſt nicht ſo groß, daß die Induſtrie auch den wachſenden Bedürfniſſen ohne fremde Hilfe folgen konnte. Man ſchritt daher zu Anleihen bei den Bankiers, ja letztere wurden häufig die Initiatoren für die Begründung induſtrieller Unternehmungen.

Da ſchaffte ſich zu Anfang der 50-ger Jahre das Bewußtſein Geltung, daß die Vereinigung vieler kleiner Kapitaliſten zu einem gemeinſamen Bankinſtitut dieſelbe Macht ausüben könnte, wie die reichen Bankhäuſer, und daß dadurch auch der kleine Kapitaliſt ſeinen Anteil am Gewinn haben könnte, und es beginnt die große Gründungsperiode der Banken auf Anteile und Aktien. Der Zweck dieſer erſten Bankengründungen war nicht die Heranziehung von Einlagen und die Verwendung derſelben zu Darlehnszwecken. Es wurden alſo keine Depoſitenbanken gegründet, ſondern faſt ausſchließlich Spekulationsbanken, die ſich an Induſtrie- und Handelsgeſellſchaften beteiligten und ſolche ins Leben riefen und die die Anteile und Aktien derſelben mit Gewinn an das Publikum abzuſtoßen ſuchten. Nach dem Muſter des Crédit Mobilier in Paris, der 1852 mit einem Kapital von 60 Millionen Franken entſtanden war, wurden beſonders in Deutſchland und Oeſterreich eine Reihe Aktienbanken begründet, die wohl mit wechſelndem Erfolge arbeiteten, aber dennoch gelegentlich 70 und ſogar 80% Dividende pro anno zur Verteilung bringen konnten. Dieſe glänzenden Reſultate veranlaßten einen Gründungstaumel, doch ſchon nach kaum 10-jähriger Tätigkeit mußte ein Teil dieſer Banken, mit dem Crédit Mobilier an der Spitze, für immer ſeine Schalter ſchließen. Es fehlte eben die Erfahrung, ſowohl im Bankweſen wie in der Induſtrie, und die auf dem Kampfplatze verbliebenen Banken waren genötigt, eine mühevolle und lang dauernde Reorganiſation vorzunehmen. Sie begannen vor allem nach engliſchem Muſter die freien Kapitalien des Geldmarktes als Depoſiten heranzuziehen, daneben ſetzten ſie ihre Tätigkeit als Begründer von Fabriken und Induſtrien fort, zu deren Errichtung ſie immer noch ſehr oft die Initiative ergriffen. Die Kriſenzeiten waren ein ſtrenger Lehrmeiſter geweſen, und die Leiter der Inſtitute lernten Spreu von Weizen unterſcheiden. Bis zum heutigen Tage ſind dieſe Inſtitute, geſtützt vom Vertrauen des Publikums, hervorragende Träger der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsform geblieben.

Wie schon betont, kann sich Handel, Industrie und Kapitalbildung nur unter ruhigen politischen Verhältnissen entwickeln. Es war daher nur zu natürlich, daß Albion vermöge seiner unangreifbaren insularen Lage, ebenso wie im Mittelalter Venedig, den größten Vorteil aus dem Handel mit den von den Europäern frisch kolonisierten Gebieten und aus der durch die Technik entwickelten Industrie ziehen konnte. Auf allen Meeren wehte gebietend der Union Jack, in allen Industrien wurde der Brite führend, und die durch Handel und Industrie erworbenen und zeitweilig disponiblen Kapitalien sammelten sich in den englischen Depositenbanken, die schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Banktechnik entwickelten, wie sie zum größten Teil noch eben für uns vorbildlich ist.

Doch nun tritt ein neues Moment in den Vordergrund der Entwickelungsgeschichte des Kapitalismus. Die Technik gibt ihr seit dem dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Signatur. Die Nutzbarmachung der technischen und wissenschaftlichen Erfindungen, vor allem der Dampfkraft und Elektrizität, schaffen Produktionsformen von ungeahnter Tragweite und Kommunikations- und Transporterleichterungen zum Austausch von Rohstoffen und Erzeugnissen, die es ermöglichen, Produkte nicht nur für die engere Heimat, sondern für die ganze Welt zu schaffen und auszutauschen. Nicht nur auf Amerika paßt das von Goldberger geprägte geflügelte Wort: „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten", sondern nunmehr auf alle Länder der Erde, wo Europäer wohnen. Die ganze wirtschaftliche Struktur der alten Kulturstaaten muß sich im Eiltempo den neuen Verhältnissen anpassen. Die Landstraße verödet, auf dem Schienenwege geht der Transport von Waren und Menschen vor sich, der reitende Kurier verschwindet, längs dem Draht und durch die freie Luft fliegt in Blitzesgeschwindigkeit ein Austausch von Meldungen und Gedanken um die Erde, und auch die Landesverteidigung muß sich den Geboten der modernen Technik unterwerfen und von Grund aus umgestaltet werden. Den schnellsten Fortschritt machen natürlich die kapitalistisch fortgeschrittenen Staaten, denn alle Anlagen, die die goldenen Berge verheißen, verlangen vorläufig Investierung von Kapital. Die kapitalistisch weniger entwickelten Staaten müssen neben den seit altersher bestehenden Finanzzöllen Schutzzölle einführen, um ihrer im Wettlauf zurückgebliebenen Produktionsweise die Möglichkeit zu geben, den Vorsprung ihrer glücklicheren Konkurrenten einzuholen, und um sich nicht am Import der zum Lebensbedürfnis gewordenen verschiedenen Erzeugnisse zu verbluten. Inzwischen rast die Produktion weiter in atemlosem Lauf, und obgleich die Kriege seltener geworden und die Hygiene, gestützt auf die Kapitalkraft der Völker, den Menschen eine längere Lebensdauer sichert als bisher, so daß die den Erdball beherrschende weiße Rasse sich in einem halben Jahrhundert der Zahl nach verdoppelt hat, und obgleich die Technik unter der Herrschaft des Kapitalismus, im Vergleich zum früheren handwerksmäßigen Betrieb bei Erzeugung landwirtschaftlicher und

industrieller Produkte, die Produktivität der Arbeit verdoppelt, ja vielleicht vervierfacht hat, sind grade infolge der leichteren Möglichkeit der Befriedigung der Bedürfnisse die Ansprüche derart gestiegen und der Wille, am reichgedeckten Tische Teil zu nehmen, ist so allgemein geworden, daß immer weiterer Fortschritt in der Produktion verlangt wird und der Ruf nach neuen Arbeitskräften nicht verstummen will.

Was haben wir nun erreicht in diesem rasenden Lauf? War der Kampf der ungeheuren Anstrengung wert und wo steuern wir denn hin?

Rein äußerlich betrachtet, befinden wir uns in einem großen materiellen Wohlleben, und auch die Errungenschaften der Kunst, der Wissenschaft und der Kultur stehen uns in einem Maße zur Verfügung, wie in keiner Geschichtsperiode bisher. Und doch will die Unzufriedenheit nicht weichen. Der Arbeiter, dem zu seinem persönlichen Behagen im Vergleich zu früher so viele Vervollkommnungen zur Verfügung stehen, ist der Feind des Kapitalisten, und auch der Kapitalist ist unzufrieden, und sein Wohlbehagen erreicht lange nicht dasjenige der Lebenskünstler der guten alten Zeit. Wir machen eben einen schweren Gärungsprozeß durch und vielfach, ohne es zu ahnen, treten wir in eine neue hochbedeutsame Entwickelungsphase des sozialen Lebens der Menschheit. — Es ist wahr, das große Heer der Arbeiter ist unzufrieden und beneidet seine Vorfahren, denen die eigene Scholle Befriedigung ihrer geringen Lebensbedürfnisse gab. Aber begann nicht schon vor 50—60 Jahren die eigene Scholle ihren Mann nicht mehr zu nähren, verließen nicht Hunderttausende die angestammte Heimat, um auf jungfräulichem Boden in der Fremde den Versuch zu machen, ihren Hunger zu stillen? Glaubt denn noch jemand, daß bei dem handwerksmäßigen Betriebe der vorkapitalistischen Zeit die jetzigen riesig angewachsenen Volksmassen sich ernähren könnten, und wie würde es mit der geistigen und moralischen Entwickelung der Menschheit aussehen, an deren Tür fortwährend der Hunger pocht?

Wie jede Übergangsperiode, so ist gewiß auch die jetzige Zeit eine schwere und absorbiert die ganzen Kräfte des Individuums. Ja die Arbeit und das Hineinleben in die schnell wechselnden Verhältnisse ist so entnervend, daß uns für Erholung und sogenanntes Vergnügen keine Kraft bleibt, und wäre nicht aus der Notwendigkeit, Nerven und Muskeln zu neuer Anstrengung zu verjüngen, der Sport geboren, so würde die Menschheit sich zu ihrer Erquickung mit Kintop und Tango begnügen. Und doch sehen wir aus den dunklen Nebeln, die uns umgeben, eine neue Morgenröte sich Bahn brechen. Die halbe Menschheit, ich meine das weibliche Geschlecht, wird schnell dem höchsten Gut: der Freiheit, der individuellen Selbstbestimmung zugeführt, denn bisher hatte der physisch stärkere Mann zum Credo der Menschheit erhoben: „Die Frau sei untertan ihrem Manne“. Die Frau war zum Handwerkszeug des Mannes geworden, unter seiner Anleitung mußte sie alle die häuslichen Arbeiten verrichten, die die Naturalwirtschaft mit sich brachte,

deren Ausläufer sich bis in unsere Zeit hinein erstrecken. Unter der kapitalistischen Wirtschaftsmethode ist diese Arbeitsweise unwirtschaftlich, unmöglich geworden. Wir wissen es alle, daß es zu teuer geworden ist, von Frauenhand hausgewebtes Linnen zu tragen. Die Frau, die des Hauses Wohlstand mehrt durch ihrer Hände Arbeit, sie ist ein Luxus geworden, wenn sie nicht einen selbständigen Beruf ergreift. Und was ist die Wirkung davon? Die Frau wird immer mehr neben dem Manne ein selbständiger Mensch, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit erwirbt ihr naturgemäß auch soziale Selbständigkeit. Das kann man nicht lebhaft genug begrüßen, wenn auch Auswüchse, wie das Suffragettentum, dieses lichte Bild zeitweilig trüben. Ist nicht in kurzer Zeit die unglückliche Figur der alten Jungfer verschwunden, haben sich nicht ebenso schnell die Ansichten dahin geändert, daß sowohl der Mann als das Weib auch das Recht auf Arbeit haben, d. h. wir anerkennen ihre Pflicht der persönlichen Betätigung und ihre daraus entspringenden Rechte. Ebenso wie beide Geschlechter, so verlangen auch alle Gesellschaftsklassen des modernen Staates ihren Anteil an der gemeinsamen Arbeit und die daraus entspringenden gleichen Menschen-Rechte. Für den Junker der alten Zeit mit seiner Schar von nichtstuenden Bedienten, der auch selbst den Vorzug seines Standes zum Teil darin sah, daß er nicht zu arbeiten brauchte, hat sein arbeitender heutiger Standesgenosse nur ein Lächeln. Die Sehnsucht der Volksmärchen, die goldenen Karossen, der Hofstaat und die ganze Pracht der Prinzen, wie auch die Zartheit der nicht arbeitenden Prinzessin auf der Erbse bilden nicht mehr das Ziel unserer Sehnsucht. Unter der Herrschaft des Kapitalismus ist die schwere Last der Arbeit ein Recht auf Arbeit, auf Betätigung geworden, und bei allem Kampf, der scheinbar nur um die materiellen Güter geführt wird, verlangt der moderne Mensch, bewußt oder unbewußt, das höchste ideelle Gut, seine individuelle Freiheit.

Doch kehren wir zurück zu diesem Kampf auf's Messer und sehen wir zunächst zu: wie geht es den Größen des Kapitalismus, den vielbeneideten Industriekapitänen, den Finanzgeneralen, den Milliardären, und wer sind diese Leute? Nicht mehr Mendelssohn und Bleichröder versteuern in Berlin das höchste Vermögen, — Rudolf Mosse ist es, der moderne Zeitungsmensch, ein homo novus. Noch schneller als im alten Europa wächst das Kapital unter eiserner Energie und Ausnutzung aller Möglichkeiten im Jugendland Amerika. Der Stern der Astors und Vanderbilts wird hell überstrahlt von den Fixsternen Rockefeller und Morgan. Meistbeneidet und bestgehaßt sind diese Männer um ihres Reichtums willen, der ihnen doch so wenig Genuß bringt. Der arme, reiche Rockefeller kann nur Milch genießen, und Morgan ist sogar Hungers gestorben. Die maßlose Arbeit dieses Mannes, dieses Feldmarschalls auf dem Gebiete des Kapitalismus, hatte ihn so entnervt, daß sein Magen schließlich jede Nahrungsaufnahme verweigerte. Wir wissen es alle: der materielle Lebensgenuß ist nicht zu steigern, wenn eine gewisse Jahresrente erreicht ist. Die

armen Milliardäre! Es gibt keinen Schneider und keinen Koch und keinen Lebenskünstler, der Genüsse schaffen könnte, die ihrem Vermögen entsprechen. Das wissen diese Männer eben so gut, wie wir. Es sind auch nicht philanthropische Ideen, die sie zu immer neuen Anstrengungen veranlassen, denn der schlaue Schotte Carnegie bleibt doch ein Unicum mit den Almosen, die er aus seinen Zinsen Universitäten, Friedensgesellschaften etc. zahlt. Ich betrachte das Streben dieser Männer ganz objektiv: sie mögen gut oder böse sein, jedenfalls sind es starke Naturen, diese streng kalkulatorisch, rationalistisch veranlagten Männer mit dem kräftigen Einschlag spekulativer Phantasie, die der innere Trieb des Menschen, aufgepeitscht durch den Geist der Zeit, veranlaßt, immer Größeres, immer Gewaltigeres zu bauen, zu organisieren, bis sie in den Sielen zusammenbrechen. Dieser Trieb jagt auch die Kleinen mit in den furchtbaren Wettlauf. Wie ich schon andeutete, vereinen sie ihre gemeinsame Kraft in Aktiengesellschaften, die erst recht zu Riesen-Betrieben werden und schier der Organisationskraft des Menschen entwachsen; immer weitere Schichten der Bevölkerung werden hineingezogen, und das trotz alles Arbeiterelendes sich kolossal vermehrende Sparkapital des kleinen Mannes wandert auch zum Teil in die Aktiengesellschaften, in die Sociétées Anonymes, wie der Franzose sie so treffend bezeichnet, und dieses ungenannte, anonyme Kapital stürmt weiter, produziert weiter so viel, daß das Produkt nicht mehr vollständig im eigenen Staat konsumiert werden kann. Es drängt über die Grenzen des Staates hinaus, trifft da auf den Schutzwall des Zolles, doch mit Leichtigkeit überspringt es auch dieses Hindernis, — es ist ja anonym und nicht faßbar — und im Nachbarstaat entstehen ähnliche Industrien, die vielleicht den Bürgern des ersten Staates gehören. — Der Schutzzoll wird wirkungslos, und es findet mit nationalem und fremdem Kapital eine außerordentlich schnelle Industrialisierung Europas und darauf auch der außereuropäischen Staaten statt. Wir brauchen nur daran zu denken, in wie kurzer Zeit die Verwandlung Deutschlands aus einem Ackerbaustaat in einen Industriestaat erfolgt ist, und in Rußland wird die begonnene Industrialisierung vielleicht in noch kürzerer Zeit vollendet werden.

Doch wohin sind wir gekommen? Das Kapital ist nicht nur anonym geworden, es ist also auch entnationalisiert oder internationalisiert. — Das ist eine der interessantesten Erscheinungen des modernen Kapitalismus der letzten Jahre, und der Nationalökonom wie der Politiker werden bald sich bange die Frage vorlegen: behält die Zollgrenze noch einen Zweck? Ja wenn die Zollgrenze fällt, ist damit nicht ein Teil der politischen Grenze eingerissen, umsomehr wenn das Kapital so unfaßbar ist, daß eben die Millionen noch in Berlin sind, doch in einer Stunde vermöge der modernen Technik mit chiffriertem Funkenspruch vielleicht in New-York zur Auszahlung kommen? Wenn die Grenze nicht mehr einen Strich bedeutet, dessen Überschreitung die Wehrmacht ahndet, da Luftschiffe und Aeroplane die Waren und Menschen,

eventuell mit den furchtbarsten Zerstörungswerkzeugen ausgerüstet, nicht mehr über zu verteidigende Land und Wassergrenzen zu bringen brauchen, sondern in Tausenden von Metern hohem Flug bald hier, bald dort im fremden Staate absetzen können, sagen wir etwa in dem durch seine räumlichen Verhältnisse nicht zu bewachenden Sibirien oder Canada, — wie wird da der Staat seine Rechte geltend machen? Und wenn er sein Recht nicht schützen kann, ist es dann noch ein Staat? Und wenn das Kapital nicht faßbar ist, wie wird der Staat in Zukunft seine Kriege führen, da man z. B. nicht mehr mit Bestimmtheit sagen kann, ob die Aktiengesellschaft Krupp nicht am Ende heute durch Verkauf ihrer Aktien amerikanisch und morgen französisch geworden ist? Mit welchen Waffen wird man kämpfen, da man der Privatindustrie infolge der Internationalisierung des Kapitals politisch nicht mehr sicher ist und der Staat, bei seiner jetzigen Organisation wenigstens, doch nie die ganze Produktion eines Industriezweiges in seine alleinige Hand nehmen kann, weil die naturgemäß intensiver arbeitende Privatinitiative etwa im Nachbarstaate ihn bald in das Hintertreffen bringen würde?

Die veränderten Lebensverhältnisse unter der kapitalistischen Wirtschaft und das unter derselben so sehr enge Zusammenwohnen der Menschheit bringen es mit sich, daß uns die Freiheit, die der Waldmensch kannte, der einfach den Nachbar totschlug, wenn er ihn auf seinem Jagdfelde bemerkte, verloren gegangen ist. Wohl aber haben die technischen Errungenschaften uns andere Freiheiten gebracht, uns scheinbar zum Beherrscher der vier Elemente im eigenen Hause gemacht. Ich stehe in meiner Wohnung auf meiner Erde, ein Druck auf einen Hebel und es wird Licht, ein Anziehen einer Schnur, der Ventilator spendet Luft, ein Drehen des Kranes, und das schönste Wasser sprudelt mir entgegen, — und doch kann ich alles dieses nur genießen, wenn mein Nachbar mich nicht daran hindert, denn wir sind an einer Leitung angeschlossen, und meinem Nachbar geht es ebenso mit seinen Nachbarn. In den modernen Wohnzentren ist doch schon lange Wasser und Licht gemeinsam, und sehr bald wird auch die Wärme von Zentralheizungsstellen für ganze Stadtviertel geliefert werden müssen. Der Hausbetrieb wird immer mehr und mehr unwirtschaftlich. Wenn man nun die notwendigsten Lebenserfordernisse sich nur durch eine Verteilung aus einem gemeinsamen Vorrat schaffen kann, aus dem auch unsere Mitmenschen ihre Befriedigung finden, so kommen wir auf sozialistische Lebensbedingungen heraus, und folgenreiche Schritte sind in dieser Richtung schon gemacht, z. B. Verstaatlichung der Eisenbahnen und Telegraphen, Monopolisierung in Händen der Kommunen von Trambahnen und Telephonen innerhalb der Stadtgrenzen. Auch von Verstaatlichung der Wasserkraft, der Bodenschätze ꝛc. wird schon viel gesprochen, und die Ironie des Schicksals will es, daß der früher krasseste monarchische Beamtenstaat, das alte Preußen, zuerst rein sozialistische Ideen in seinem Staatshaushalt — vielleicht unbewußt — aufgenommen hat. Bereits den meisten seiner Bürger erkennt er

das Recht zu auf eine Versorgung durch die Allgemeinheit im Falle von Krankheit, Invalidität oder Unfall. Die zu diesem Zweck ursprünglich nur für die Arbeiter erlassenen Gesetze werden schon auf weite Gruppen der Bourgeoisie ausgedehnt und eine weitere Folge dieser Gesetze — ein sehr großer Teil der Staatsanleihen wandert zur Sicherstellung dieser übernommenen Verpflichtungen in die Versicherungskassen. Wie lange wird es dauern, daß die Arbeiter sich die Verfügung über diese enormen Kapitalien, die doch zu ihrer Sicherheit hinterlegt sind, entziehen lassen werden? Dann ist die Masse der Versicherten, in erster Linie also die Arbeiterschaft der Hauptgläubiger des Staates. Neuerdings hat dasselbe Preußen in Gemeinschaft mit den übrigen Staaten des Deutschen Reiches einen sozialistischen Akt unternommen, der bald Nachahmung finden wird und dessen Tragweite ungeheuer ist. Durch von dem ganzen Volke genehmigten Beschluß hat der Staat verfügt, daß zur Stärkung der Wehrmacht des Reiches jeder Staatsbürger einen gewissen Teil seines Vermögens herzugeben hat. Es ist also eine Expropriation des Besitzes zu Gunsten der Allgemeinheit in voller Friedenszeit. Dieses Beispiel wird Schule machen, ja es muß Schule machen, denn die riesenhaft wachsenden Anleihen der Staaten und Kommunen sind nicht mehr unterzubringen. Nehmen wir an, daß jede Großmacht Europas jährlich wohl 500 Millionen Mark neuer Anleihen aufnimmt zur Deckung sogenannter außerordentlicher Bedürfnisse. Diese Anleihen werden auf möglichst lange Termine emittiert, um die Last der Amortisation nicht fühlbar zu machen, also etwa auf 80 Jahre, und mit etwa 5% inkl. der Amortisation verzinst. Das macht eine jährliche Belastung des Budgets von 25 Millionen oder nach 80 Jahren eine jährliche Ausgabe von 2 Milliarden für Abzahlung in früheren Jahren entstandener und befriedigter Bedürfnisse. Kommt nun gar ein großer Krieg dazu, so müssen die Ausgaben für den Anleihedienst bald die produktiven Ausgaben des Budgets übersteigen. Manche Staaten haben auch schon mit dem Prinzip der regelmäßigen Tilgung ihrer Schulden gebrochen, wie z. B. das reiche Frankreich, das nicht amortisierbare Rente emittiert. Es ist klar, daß die Staaten auf diese Weise nicht bestehen können. Sie werden früher oder später die Anleihen zur Deckung der Defizite im Staatshaushalte durch Abgaben und Kapitalauflagen ersetzen. Zunächst ist noch eine bedeutende Einnahmequelle offen durch Einstellung der Anlage in Wertpapieren der Jahreseinnahmen aus der Versicherung gegen Invalidität, Arbeitsunfähigkeit ꝛc. Ich meine, der Staat wird aufhören, die Millionen der von Arbeitnehmern und Arbeitgebern jährlich gezahlten Summen in Wertpapieren anzulegen und wird die fälligen Auszahlungen an die versicherten Invaliden ꝛc. jährlich in das Budget aufnehmen, wodurch enorme Summen frei werden. Dann aber werden die Staaten und Kommunen mit der Verstaatlichung der Erwerbsquellen kapitalistischer Unternehmungen schnelle Fortschritte machen. Die Anfänge sind ja schon überall wahrnehmbar, wie ich vorher erwähnte, selbst in unserem wirtschaftlich noch so unentwickelten

Reval. Das Gas- und Wasserwerk z. B. gehörte früher einer Aktien-Gesellschaft und jetzt der Kommune, und nach dem Besitz der Trambahn streckt diese auch schon lange ihre Hände aus.

Vielleicht wird der privaten Initiative bald nur noch die Begründung neuer Industrien und Erwerbsquellen offen bleiben, während Staat und Gemeinde die erprobten, regelmäßige Überschüsse abwerfenden Unternehmungen an sich reißen werden.

Wenn ich nun auch nicht verkenne, daß durch Verminderung der Gewinnmöglichkeit eine der Triebkräfte verloren geht, welche den Nutzen, den die Menschheit aus der kapitalistischen Wirtschaftsform gezogen hat, ausschaltet, so bleiben noch genug Vorbedingungen, die die Menschen veranlassen werden, weiter zu streben auf dem Wege der Sicherung der materiellen Wohlfahrt der Allgemeinheit wie des Einzelnen, und die allmähliche Veränderung der sozialen Struktur der Staaten bringt Momente an die Oberfläche, die neuen Ansporn verleihen werden. Dauert doch auch die Herrschaft des modernen Kapitalismus erst ein Jahrhundert — eine kleine Spanne Zeit im Laufe der Weltgeschichte! Und wird die Wirtschaftsform sich auch ändern, die Produktivität der jetzt eingeführten Methoden, wie Konzentration, Arbeitsteilung etc. wird auch weiterhin wachsen.

Trotz aller Klagen über schwere Zeiten, die ja nie verstummen werden, so lange Menschen auf Gottes Erdboden leben, hat die kapitalistische Weltwirtschaft die materielle Wohlfahrt der Menschheit in einem Maße sichergestellt, wie es nie zuvor der Fall gewesen ist. Ich will nicht Untersuchungen darüber anstellen, ob und welche Fortschritte in ethisch-moralischer Beziehung während dieser Periode gemacht worden sind, zivilisatorisch aber sind die Fortschritte enorm. Ich habe schon vorher angedeutet, wie der Mensch durch die moderne Wirtschaftsmethode gezwungen ist, in viel höherem Maße wie früher das Eigentum und die Freiheit seines Nachbarn und Mitmenschen zu achten. Der schwere Kampf des Lebens wird weniger als ehemals mit der Mordwaffe in der Hand ausgeführt, was in Europa hoffentlich nur noch ein Privilegium der Bewohner der südöstlichen Halbinsel bleibt, die an Asien stößt, während die hochzivilisierten und doch so männlichen Völker Schweden und Norweger, als sie ihre politischen Ansichten nicht mehr unter einen Hut vereinigen konnten, ohne Schwertstreich die politische Gemeinschaft lösten. Gewiß wird es Kampf und schweren Kampf geben, so lange das Menschengeschlecht bestehen wird. Nur im Kampf kann auch der Mensch die höchsten Güter erreichen, dieser Kampf verliert aber immer mehr den Charakter des brutalen Faustkampfes und geht über in einen Kampf und ein Abwägen der Ideen, die von Einzelnen, oder auch Gruppen und Nationen allmählich der ganzen Menschheit eingeflößt und so zum Siege geführt werden. In den Sorgen und der Hast der Tagesarbeit gewinnen wir wenig Muße, diese Bewegung zu verfolgen, und doch dringt sie unaufhaltsam vorwärts. Fast unbeachtet ist daher an uns vorüber-

gegangen der große Akt der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich, der dem Individuum in diesem Lande das Recht gewährt, ohne Vermittlung direkt mit seinem Gotte zu verkehren und ohne Rechenschaft über seinen Glauben dem Staat ablegen zu müssen. Wie in der französischen Revolution vor hundert Jahren die Morgenröte des freien politischen Gedankens aufgegangen ist, so sendet uns die ethisch-religiöse Evolution jetzt aus Frankreich einen Sonnenstrahl, der gerade die am tiefsten religiös empfindenden Menschen erhellen und erwärmen wird, und der Geschichtsschreiber wird vielleicht einst diesem friedlichen Akt eine größere Bedeutung beimessen, als dem politischen vor hundert Jahren.

In der Natur des Menschen liegt eine starke Unzufriedenheit. Wie aber das Gute immer mit dem Bösen gepaart ist, so wird diese selbe Unzufriedenheit zur treibenden Energie, die den Menschen nach Besserem, nach dem Besten streben läßt, und aus der Unzufriedenheit in der Übergangsperiode des Gärungsprozesses der kapitalistischen Wirtschaftsordnung leuchtet uns ein Bild hervor, das uns wohl noch nicht befriedigt und auch nicht befriedigen soll, aber den Ausblick auf eine geklärtere Lebensauffassung als die jetzt herrschende zu garantieren scheint.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neue Romane und Gedichte.

Von Erich Grote. (Reval).

Einen Schritt weiter haben wir in dem Bauernroman gemacht. Das sieht man, wenn man ein Bändchen des von Eugen Diederichs in Jena verlegten „Bauernspiegels“ (Quellen zur zeitgenössischen Völkerkunde in Bauernromanen) in die Hand bekommt. Vor mir liegt der Roman „Ein Dorfwinkel“ von Camille Lemonnier, aus dem Französischen übersetzt von Jean Paul d'Ardeschah. Wie fern erscheinen uns von hier aus gesehen die Zeiten des „braven Kasperl und des schönen Annerl“, des „Barfüßle“ und sogar der „Heiterethei“. Aber auch die Zeiten des realistischer zugreifenden „La Terre“ erscheinen hier als überwunden durch den aus dem Milieu selbst herauskristallisierten neuen künstlerischen Stil. Man ist nunmehr so nah als möglich an die Dinge selbst herangetreten und hat beides — Inhalt und Form — den Dingen selbst entlehnt. Eine irdene Vase, das Kopftuch eines Landmädchens, die geschnitzte Truhe in der Ecke einer Bauernstube — sie können uns darüber belehren, daß hinter diesem halb herben, halb heiteren Gewirr von Farben und Linien eine tiefe eigenartige Symbolik steckt, deren Geheimnisse nur eingehendes Studium und ein künstlerisch gezügeltes Temperament enträtseln können. Lemonnier verbindet mit Meriméescher Kaltblütigkeit Balzacsche Glut und formt so ein Stück Bauernleben, das an Naturwahrheit, aber zugleich auch an jener oben angedeuteten eigenartigen Schönheit des den Dingen selbst entlehnten Stils nichts vermissen läßt. Die Lektüre

dieſes Buches gleicht infolgedeſſen einem Spaziergang durch ein exotiſches Neuland mit unbekannter Flora und Fauna, — und doch führt ſie nur durch Gegenden in unſerer Nachbarſchaft, durch die wir oft gegangen ſind, ohne ſie näher zu betrachten, an Dingen vorbei, die wir nur deshalb gering achteten, weil wir ihren tiefen Sinn nicht verſtanden. Der Diederichs'ſche Verlag, der in dieſem Zuſammenhang ſchon Werke von Reymont und Pontoppidon — alle in tadelloſer Verdeutſchung — gebracht hat, hat ſich auch mit dieſem ein großes Verdienſt um die künſtleriſche Enthüllung der geheimnisvollen Bauernſeele erworben.

In dieſem Zuſammenhang iſt auch Clara Viebig's neuer Roman „Das Eiſen im Feuer" zu erwähnen. Es handelt ſich hier um die deutſche Volksſeele, die nach dem ſo elementaren Erwachen in den Märztagen in einen faulen Schlaf gelullt werden ſollte, bis dann 66 der Schmied kam, der die Flamme wieder anblies und aus dem rotglühenden Eiſen das deutſche Reich ſchmiedete. Der geſchichtliche Ausſchnitt des Romans — Vormärz bis 66, alſo etwa 20 Jahre — muß für ein politiſches Zeitbild als ungemein glücklich bezeichnet werden, wenn er auch der Charakteriſtik der handelnden Perſonen große Schwierigkeiten in den Weg legt. Clara Viebig hat ſie ſpielend überwunden nnd bewirkt namentlich durch die immer wieder Einheit ſchaffende Hauptfigur des Schloſſers Hermann Henze, daß wir uns gleicherweiſe für die Fabel, wie für die Zeitumſtände intereſſieren. Beſonders reizvoll iſt die Schilderung des Berlins der 40er Jahre — der Roman ſpielt in Berlin —, das ja erſt durch die Märztage zu einer politiſch modernen Stadt wurde, während es vorher kaum ein öffentliches Leben gehabt hatte. Wie ſehr auch dieſer Roman Clara Viebigs gezündet hat, beweiſt der Umſtand, daß er ſchon in 13. Aufl. erſchienen iſt. Die Verehrer ihrer Erzählungskunſt wird es intereſſieren zu erfahren, daß der Verlag von Egon Fleiſchel-Berlin eine Auswahl ihrer Werke, die in einem gewiſſen Ideenzuſammenhange ſtehen, in ſechs Bänden herausgegeben hat.

Ein Bauernroman iſt ferner Batty Weber's „Fenn Kaß, der Roman eines Erlöſten", der uns in einen glaubensſtarren und rückſchrittlichen Winkel Luxemburgs führt. In erſter Linie gibt er ſich freilich als Erziehungsroman. Er zeigt uns einen jungen Bauernburſchen unter den Händen von Erziehern, die einen „zerbrechen, damit ſie die Stücke nach ihrem Guſtus wieder zuſammenleimen können", in Berührung mit Seelenhirten, die „den Vogt Geßler unſeres lieben Herrgotts" ſpielen, im katholiſchen Konvikt, als Prieſter und ſchließlich als Exprieſter, bis er ſein Glück faßt als „die Fähigkeit, dies Leben zu meiſtern, in ihm bis an die Stelle ſich durchzuſetzen, wo er mit ſeiner beſten, eigenſten Kraft das Größte würde ſchaffen können", mit „ſeiner Kraft als Teil der Allkraft an der richtigen Stelle mitzeugend zu wirken." Und doch iſt es zugleich ein Bauernroman im beſten Sinne des Wortes. Denn zugleich mit dieſem packend und konſequent geſchilderten Lebensſchickſal lernen wir einen intereſſanten Winkel deutſcher Erde kennen.

Schließlich gehört hierher der Roman unſeres einheimiſchen Schriftſtellers Ferdinand v. Wahlberg: „Die Mordinſel", der das Leben der deutſchen Wolga-Koloniſten zum Vorwurf hat. Nirgends vielleicht iſt das Beharrungsverlangen ſo groß, wie in dieſen Kreiſen, etwa die Herrnhuter ausgenommen. Es garantiert ihnen die Erhaltung derjenigen ethiſchen und religiöſen Faktoren, auf denen allein inmitten fremder Völkerſtämme ihre wirtſchaftliche und politiſche Stärke beruht. Jede Neuerung ſcheint infolgedeſſen die Axt an ihre vitalſten Kräfte anzulegen und ſie dem Untergange

oder — was in ihren Augen noch schlimmer wäre — dem Mitschwimmen mit dem blassen Zeitenstrom und der Vermischung entgegenzutreiben. Den Kampf eines solchen Neuerers mit der Umgebung, der die Vorurteile zugleich Wurzeln und Triebkräfte ihrer Eigenart sind, schildert dieser ausgezeichnet komponierte Roman. Den Namen „Mordinsel" führt eine Insel auf der Wolga. Sie wird aber zugleich zum Symbol für das Tun des Neuerers, das den Kolonisten als Mord erscheint. Das Ganze macht durch seine Frische und Originalität den Eindruck, als ob der Fabel wirkliche Geschehnisse zugrunde liegen.

Unter den Romanen, die den Freiheitskriegen gewidmet sind und die dem 100jährigen Gedenken ihre Entstehung verdanken, verdient der Roman von August Friedrich Krause „Flammensturm" einen ehrenvollen Platz. Der Roman ist speziell Breslau gewidmet und will die Tage des Sturzes und der Erhebung Preußens in objektiv greifbarer Plastik wiederbeleben. „Die deutschen Frauen — heißt es da auf Seite 160 — sind wie die preußische Armee. Die meisten von ihnen machen einem den Sieg leicht. Es gibt aber einige, die lassen sich nicht brechen und leisten Widerstand bis zum Letzten. Das aber sind gerade die, über die man zu siegen begehrt! Noch im Unterliegen besiegen sie ihren Überwinder durch die Reinheit und edle Größe ihres Charakters." Kein patriotisches Getue, wirkliche Lebensschicksale.

Wir kommen nun zu den Romanen, die das Hohelied weiter sinnen und spinnen, und hier muß der Roman von Heinrich Steinitzer „Via Santa" an erster Stelle genannt werden. Steinitzer hat hier seiner „Tragödie des Ich" eine Tragödie des Ich und Du folgen lassen. Zwei Menschen, die frei bleiben wollen und doch einander suchen. „Ein Strom geht durch die Welt, ist das Gesetz der Welt — ist vielleicht die Welt selber. Liebe ist der Strom, nichts als Liebe."

„Laß uns die Liebe suchen, Dorothea, die dem anderen ein Schicksal aufbürdet, um ihn stärker zu machen — —"

„Glaubst Du an diese Liebe?"

„Wir wollen einander lehren, an sie zu glauben, Dorothea."

Hell und klar sind Dorotheas Augen.

„Mir ist, als wären wir nicht zwei Liebende, sondern zwei Gefährten auf einem langen, schweren Wege — — —"

Der impulsive, warme Ton Steinitzers, der wie die Sonne Roms, die der Roman verherrlicht, durch die Satzfugen und -splitter hindurchfunkelt, jeder Kleinigkeit Leben einhauchend, alles Zufällige ins Bleibende, das Kleine ins Bedeutende erhebend, ist der Ton, der die Musik schafft und jenen Zauber reifer Erzählungskunst webt, dem sich kein Leser des Romans entziehen wird.

Nächst ihm ist Otto von Leitgeb mit einem Novellenzyklus, „Das Hohelied" zu nennen. Sieben Novellen, die alle, bis auf eine, das Thema der Liebe variieren. Otto von Leitgeb versteht es, durch ein unscheinbares, in die Erzählung hineingestelltes Symbol tiefe Wirkungen auszulösen und dadurch das zu Ende zu reden, was seine Feder verschweigt. Ein Kirschbäumchen, dessen Blüten zur Erde schneien, redet von sterbender Liebe, eine Kerze, die auf den Fußboden fällt und erlischt, läßt den Tod eines geliebten Menschen ahnen — das ist die Art, in der das Volkslied und berufene Dichter zu uns sprechen. Man kann an den Novellen, unter denen ich „Abendstimmung" und „Baje Katine" besonders unterstreichen möchte, seine helle Freude haben.

In die Nichtigkeiten, in die das Liebesleben namentlich unserer Tage ausartet, führen uns zwei Romane: Franz Hessel's „Der Kramladen des Glücks“ und Otto Zoff's „Das Haus am Wege“. Ersterer führt uns mit ungemein sicherer und farbenreicher Zeichnung in das Bohèmeleben in München, letzterer erzählt die Liebesabenteuer eines — Zweiundzwanzigjährigen, der im „Hause am Wege“ von drei Frauen zugleich geliebt wird und nahe daran ist, seine Tatkraft durch Rokokoidylle für immer zu unterbinden, bis er durch den Mann der Tat aufgeschreckt und auf den rechten Pfad gewiesen wird. In technischer Hinsicht verdient das erstgenannte den Vorzug, im letzteren, das anfangs durch den leicht ironisierenden Ton durchaus fesselt, stört der allen leichten Flitter zu erzieherhaft ernst zerstörende Schluß.

Weniger befriedigt hat mich der Roman von Juliane Karwath „Das Feuer hinter dem Berge“. Das Thema der „einsamen Frau“, die tief in sich „unendliches Blühen, unendliche Strecken unbetretenen Landes, eisige Einsamkeiten“ birgt, ist hier in Verbindung gebracht mit dem Beruf einer Erzieherin, deren Werdegang der Roman schildert. Ein guter und fruchtbarer Gedanke, und soweit verdient der Roman unser volles Interesse. Nur ist der Stil von allzu pretentiöser Schlichtheit, zu verschwiegener Beredsamkeit und zu pessimistischer Versöhnlichkeit.

Dafür schüttelt Wilhelm Schmidtbonn von seinem „Wunderbaum“ (23 Legenden) soviel lustige Sachen herunter, daß man glaubt, Saga hätte für eine Zeitlang ihre blauen Augen aufgeschlagen und Rübezahl und die Zwerge, und Elfen und Nymphen dürften sich wieder aus ihren Verstecken hervorwagen. Es sind gewiß Sachen, die nur „so nebenbei“ entstanden sind, aber es steckt sonniger goldener Humor darin, gepaart mit tiefgründiger germanischer Weisheit.

Wessen bemächtigt sich der Roman heutzutage nicht? Auch die Aviatik kommt an die Reihe. Leonhard Adelt singt in seinem Roman „Der Flieger, ein Buch aus unsern Tagen“, das Lied der neuen Zeit. Das Kind, das heute geboren wird, wird andere Traditionen fortzupflanzen haben, als das Kind von gestern: „Ein Neues, anderer Art und anderer Form, als alles vordem war. Der Mensch muß sich zu ihm erziehen; die wenigen und Auserwählten unserer Stunde werden nach und nach in die Gesamtheit einer neuen Menschenfolge wachsen, die die Dinge dieser Welt aus einer höheren und weiteren Perspektive in sich aufnimmt und begreift“. Und an anderer Stelle: „Der wahre Flieger wird geboren: er hat, wie Fisch und Vogel, den sechsten Sinn, den Gleichgewichtssinn, den der Mensch in sich verkümmern ließ und nun mühsam zurückerwirbt“. Der Roman ist mit großer Sachkenntnis geschrieben, ohne jedoch durch das Fachtechnische das Interesse am Roman für den Laien zu trüben, und den Flugzeug-Werken in Leipzig-Lindenthal gewidmet. Unter den mir vorliegenden Versdichtungen möchte ich die Gedichte von Erika Rhenisch („Die Laute“, Lieder und Gedichte) als die klanglich und inhaltlich reifsten an erster Stelle nennen. Ihre Themata sind „Frühling“, „Herbst“, „Leben“, „Innere Schau“. In der Form handhabt sie mit großer Sicherheit die sapphische Strophe, das Sonett, den Hexameter. Adolf Holst's „Lustige Vögel“ liegen in zweiter erweiterter und illustrierter Auflage vor. In Holst besitzen wir einen Lyriker von urwüchsiger Kraft des Ausdrucks und hoher Zartheit der Empfindung. Da gibt es denn „einen guten Klang“. Diese Ausgabe mit den hübschen Illustrationen kann nicht

warm genug empfohlen werden. Überall, wo ich die Gedichte vorgelesen habe, haben sie hellen Jubel erweckt. Otto Krille widmet „Das stille Buch“ der „stillen Stunde, die uns zusammenführte“. Er, „Lächler und Träumer über allen Dingen“, ist in der Tat ein berufener Lobpreiser der Stille. „Alle Träume, alle Sinne reifen In der Stille wunderbarem Glanz“. Ein feines Naturempfinden pulst in der Sammlung „Erste Ernte“ von Wilhelm Südel. Die Wiese mit den welken Veilchen, die schlafenden Buchen auf dem Weiher, die grünen Gletscherfelder, des Meeres rastlos dumpfes Rollen, —

„Und schauernd formt sich
Ein klingendes Gedicht“.

Anonym ist erschienen ein Zyklus, betitelt: „Das Schicksal einer Frau“. Einer Verlassenen. Er wollte die Liebe „wie die Blume in der Hand, zu leichtem Spiel“. Sie aber lud sie ihm auf „als eine Welt“. Das war ihm zu viel. Sie gingen aneinander vorbei. Sie weiß, daß er diese Liebe in keiner wiederfinden wird. Sie hat seiner „Glut entheiligt Wesen“ zuerst besessen. Sie ist „unvernichtet“. „In der Tiefe nur der Seligkeiten liegt ihr Wert! Wer mäße sie nach Zeiten“! Sie ringt sich zur Kraft zurück. Die Form ist zuweilen noch unbeholfen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Ausbildung und Ausbildungsmöglichkeiten für junge Mädchen gebildeter Stände.

Von J. K. (Riga).

(Schluß).

III. Soziale Arbeit.

Was ist mein Leben, wenn ich andern nicht mehr nutzen soll? Goethe.

Sozial arbeiten ist unsre Pflicht. Sozial arbeiten können alle, einerlei welchem Stande und Berufe sie angehören, welches ihre äußeren Verhältnisse seien. Sozial arbeiten sollten vor allem die, die durch ihre äußeren Umstände, ihre Bildung und Erziehung vor vielen andern begünstigt sind. Es ist nicht unser Verdienst, wenn wir infolge glücklicherer Verhältnisse in Schule und Haus den Segen einer guten Erziehung haben genießen dürfen, und der Dank, den wir dafür abstatten können und sollen, besteht darin, daß wir all denen helfen, die sich nicht selbst helfen können: den Schwachen, Unberatenen und Schlechtgeleiteten, den Unbeschützten und Bedrückten. In dem weitverzweigten Gebiet der sozialen Tätigkeit, die allen Schichten der Gesellschaft zu gute kommen kann, nimmt die Arbeit, die an den ärmern und ungebildetern Volkskreisen geleistet wird, einen großen Raum ein. Den Frauen fällt hier vor allem eine Pflicht zu: die Sorge für Frauen und Kinder. Viel Gutes und Schönes ist in dieser Hinsicht schon getan worden. In Krippen, Kinder- und

Jugendhorten werden die Kinder armer Mütter, die zu Hause ohne Aufsicht und Erziehung wären, verpflegt und zu allem Guten angeleitet. Teeabende, Mütterabende und Jungfrauenvereinigungen werfen Licht in manches Menschenleben, das sonst vielleicht ganz ohne Freuden wäre. Armen- und Landpflegerinnen gehen den Notleidenden und Unberatenen nach und stehen ihnen mit Rat und Tat bei. Kindergottesdienste und Ferienkolonien, Nähabende, Mutterberatungsstellen, Volksbibliotheken, Abstinenzvereine, Arbeitsvermittelungsbüros, Fürsorgeanstalten — von allen kann unendlicher Segen ausgehen, überall kann die Frau, kann schon das junge Mädchen ein schönes Wirkungsfeld finden. Überall sind auch treue Arbeiter — besoldete und unbesoldete, berufsmäßig Angestellte und freundliche Helfer — viel begehrt. Aber soziale Arbeit verlangt tüchtige Kräfte, und soll sie wahrhaften Nutzen bringen, so darf sie kein Dilettantismus sein, auch hier wie überall bedarf die Frau einer guten Schulung. Bei mangelhafter Vorbildung entspricht die Leistung nicht der angewandten Mühe, es wird nichts erreicht, eher geschadet. Darum lautet auch hier die Forderung: Berufsbildung. Die Ausbildung umfaßt praktische und theoretische Fächer. Denn soziale Arbeit ist immer auf die Praxis gerichtet, verlangt aber zugleich einen weiten Blick über die Verhältnisse und ein reifes Urteil. Die praktische Ausbildung würde sich auf wirtschaftliche Tätigkeit, auf Kranken- und Kinderpflege, wohl auch Pflege von Unnormalen erstrecken, Zur theoretischen Ausbildung gehören folgende Fächer: Erziehungs- und Gesundheitslehre, Frauenbewegung, Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Rechtslehre. So ist die Ausbildung zu sozialer Tätigkeit ungemein vielseitig unanregend, so recht dazu geeignet, Welt- und Menschenkenntnis zu erweiternd Schon aus diesem Grunde darf sie als sehr verlockend erscheinen.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Soziale Frauenschule des Jungfrauen-Vereins. Beding. H. Töchterschule. I. Kursus: Ausbild. fürs eigne Haus; 2 Sem. II. Kursus: Ausbild. von Anstaltsleiterinnen; 2 Sem. Zahlung pro Kursus 60 Rbl.

b) Riga. Frauenschule des Rigaer Gewerbevereins. Beding. H. Töchterschule, 2jähr. Kursus. I. Vorbild. des jungen Mädchens zu ihrem Lebensberuf als Frau und Mutter. II. Vorbild. der Frau zu sozialer Arbeit. III. Kunstgewerbl. Fächer. Eröffnung im Herbst 1914. Zahlung 75 Rbl. semesterlich.

c) Wenden. Baltische wirtschaftliche Frauen- und Landpflegeschule „Lindenruhe". Aufgenommen werden Mädchen und Frauen jeden Standes deutscher Nationalität, zwischen 18 und 40 Jahren, die eine abgeschlossene Schulbildung, wie sie die höheren Mädchenschulen gewähren, erlangt haben müssen. Abteilung „Haushaltung", 1jähr. Kursus. Abteilung Landpflege, 1jähr. Kursus mit anschließendem obligatorischem $^3/_4$—1-jähr. Kursus in der Krankenpflege, etwa in einem Diakonissenhaus. Schul- und Pensionsgeld für in Livland lebende Personen 100 Rbl., für alle andern 125 Rbl. vierteljährlich. Aufnahme auch für 3 bezw. 6 Mon. bei erhöhtem Schulgeld. Eintritt 1. April und 1. Oktober jedes Jahres.

d) Berlin-Schöneberg. Soziale Frauenschule. Leiterin: Dr. A. Salomon. Beding. H. Töchterschule; voll. 18. Jahr. 2—3jähr. Kursus. Unt. jährl. 210 M. Pens. mon. 100 M. und weniger.

e) Berlin-Charlottenburg. Sozialpädagogisches Seminar des Jugendheims (in Verbind. mit der Sprengelschen Frauenschule, siehe VI c.) Ausbild. zur Gehilfin in Horten (1 Jahr) und zur Hortleiterin (2 Jahr). Beding. voll. 18. Jahr und Nachweis des einjährigen Besuchs einer Frauenschule. Unt. jährl. 180 M. Pens. jährl. 900—1500 M.

f) Berlin. Frauenschule der Innern Mission. Beding. Töchtersch., voll. 18. Jahr. 1½ jähr. Kursus: theor. Teil ¾ Jahr, dann prakt. Arbeit in Büros und Anstalten. Unt. jährl. 180 M. Pens. im Heim mon. 90—125 M.

g) Gummersbach im Rheinland. Diakonieseminar des Evang. Diakonievereins zur Ausbild. in der Erziehung und sozialen Arbeit. Beding. evang. Konfession, Töchtersch. 20.—35. Jahr, Vereinsmitgliedschaft (Eintrittsgeld 10 M., jährl. Zahlung 6 M.). Das „Freiwilligenjahr" besteht aus 1) 6 Probewochen; 2) 9 Mon. prakt. Arbeit, wobei der Unt. unentgeltlich ist, für Pension für die ganze Zeit 375 M. gezahlt wird; 3) 3 Mon. Krankenpflege, Unt. und Pens. unentgeltlich.

IV. Akademische Berufe.

1. Die Ärztin. Der Beruf eines Arztes ist allmählich auch ein weiblicher Beruf geworden, und sind früher viele Stimmen laut geworden, die ernst zu nehmende oder oberflächliche Einwendungen dagegen machten, so hat sich heute doch wohl die Anschauung Geltung erworben, daß der Frau die Fähigkeiten, die einen guten Arzt ausmachen, nicht abzusprechen sind. Ganz besonders notwendig und gesucht ist das Wirken eines weiblichen Mediziners als Frauen-, Kinder- und Irrenarzt und als Armenarzt. Freilich, der Werdegang eines Arztes ist schwer und stellt große Anforderungen an körperliche und geistige Kräfte. Zum Eintritt in das Weibliche Medizinische Institut in Petersburg berechtigt das Abiturium. Das Studium umfaßt meistens 10—12 Semester. Wer in Deutschland (vgl. H. Sachs. „Das Hochschulstudium" in der „Deutschen Monatschrift für Rußland", Jahrgang 1913, Heft 3, Seite 258 f.) oder der Schweiz studiert hat und in Rußland praktizieren will, muß das russische Staatsexamen machen.

2. Die Zahnärztin. Wer Zahnheilkunde studieren und betreiben will, muß sich klar machen, daß der Beruf nicht leicht ist und bestimmte unerläßliche Anforderungen an Gesundheit, Charakter, Geschicklichkeit und pädagogische Fähigkeiten stellt. Unbestreitbar liegt aber hier ein großes Feld zur Betätigung gerade für die Frau. Die Ausbildung erfolgt in einer zahnärztlichen Schule (in Riga, Petersburg, Moskau und andren Städten), wo die Aufnahme auf Grund eines Zeugnisses über Absolvierung von 6 Klassen eines weiblichen Gymnasiums (mit allen Rechten) stattfindet. Vollendetes 17. Lebensjahr. 2½jähriger Kursus. Unterricht jährlich 200 Rbl. Kosten für Instrumente und Material c. 50 Rbl. Weitere Ausbildung in Berlin, Breslau, München, New-York zu empfehlen.

3. Die Pharmazeutin. Der pharmazeutische Beruf ist unleugbar der weiblichen Natur angepaßt, erfordert er doch gerade weibliche Tugenden, wie Sorgfalt, Achtsamkeit aufs Kleinste und Sauberkeit, aber er ist auch nur solchen Frauen zu empfehlen, die über ein gutes Maß geistiger und körperlicher Kräfte verfügen. Die Ausbildung kann sich zu einer durchaus interessanten gestalten, da das Studium der Naturwissenschaften dabei einen bedeutenden Raum ein-

nimmt. Zum Eintritt in diesen Beruf berechtigt das Apothekerlehrlingsexamen, bei dem Kenntnisse entsprechend dem Programm von 4 Klassen eines Knabengymnasiums verlangt werden. Hauslehrerinnen haben nur ein verkürztes Examen zu machen. Doch gilt das nicht für solche, die nur Arithmetik zum Hauptfach haben; von ihnen wird das volle Examen verlangt. Die Lehr- und Gehilfenzeit in einer Normalapotheke (nur in einer solchen!) dauert für Absolventinnen eines weiblichen Gymnasiums je 2 Jahre, für solche, die eine Bildung im Umfange von 4 Klassen eines Knabengymnasiums haben, je 3 Jahre. An die Stelle der Lehrzeit in der Apotheke kann auch der Besuch der Pharmazeutischen Schule von Лесневская in Petersburg (Первая Женская аптека) treten. Der Kursus ist 2-jährig und bietet theoretische und praktische Arbeit (Anatomie, Zoologie, Botanik, Chemie etc.). Zahlung 150 Rbl. jährlich. Examen am Schluß eines jeden Jahres. Das Gehilfen- und das Provisorexamen, zu denen bis jetzt vom weiblichen Pharmazeuten der Besuch von Universitätsvorlesungen nicht gefordert wird, werden an einer Universität abgelegt. Frauen können auch das Magisterexamen machen, was besonders wichtig für diejenigen ist, die die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wollen.

4. **Die Architektin.** Der Beruf eines Architekten ist den Frauen erst vor kurzem erschlossen worden. Daher gibt es in Rußland wohl Anstalten, in denen man eine Ausbildung für dieses Fach erlangen kann, doch geben sie keine staatlichen Rechte. So kann denn die Architektin fürs erste nur als Gehilfin eines Architekten arbeiten, die Verantwortung für die Leitung eines Baues wird ihr nicht übertragen.

Ausbildungsanstalten.

a) Petersburg. Weibl. Architekt. Kurse (Женские Архитектурные Курсы Е. Ф. Багаевой). Beding. Diplom einer mittl. Lehranstalt oder Aufnahmeprüf. in Arithmetik, Algebra, Geometrie im Umfange des Programms eines weibl. Gymnasiums. 4-jähr. Kursus. Unt. jährl. 150—200 Rbl. Pens. im Lehrerinnen-Heim. (Siehe I. 1 d.).

V. Kaufmännische, gewerbliche, kunstgewerbliche und technische Berufe.

1. **Die Frau im Handel.** Der Zustrom zum Beruf der Kontor- und Bürobeamtin ist heutzutage vonseiten der jungen Mädchen verschiedener Bildungskreise ein sehr lebhafter. Und diese Erscheinung ist zu bedauern. Vor allem — und das ist von sehr großer Bedeutung — entspricht die vom weiblichen kaufmännischen Hilfsarbeiter geforderte Tätigkeit im allgemeinen der Natur der Frau nicht und ist, da die mechanischen Arbeiten einen großen Raum einnehmen, nicht geeignet, eine wahre innere Befriedigung und geistige Bereicherung zu bieten. Was die Lohnverhältnisse anbetrifft, so stellen sie sich für das gebildete Mädchen im allgemeinen wie folgt: das junge Mädchen, das eben die Schule verlassen hat, bei seinen Eltern wohnt, verdient verhältnismäßig viel, ein schönes „Taschengeld". Aber der Lohn steigt nur langsam, erreicht eine bescheidene Höhe und langt kaum, wenn jemand davon leben muß. Von einer Versorgung fürs Alter ist nur selten die Rede. Das Gesagte bezieht sich auf die gewöhnlichen Verhältnisse, nicht auf die wenigen günstigeren Fälle.

Aber es werden sich noch immer viele junge Mädchen den kaufmännischen Berufen zuwenden wollen oder müssen. Ihnen sei Folgendes gesagt: Als Korrespondentin und Stenographistin findet die Frau noch immer das beste Fortkommen und eine verhältnismäßig anregende Tätigkeit, worauf die Buchhalterin fürs erste noch weniger Aussicht zu haben scheint. Erwähnt sei auch die Buchhandlungsgehilfin, die freilich nicht zu den Kontor- und Bürobeamtinnen zu rechnen ist. Ein junges Mädchen, das den gebildeten Ständen angehört, sollte nur nach einer sehr gründlichen und umfassenden Fachausbildung in den kaufmännischen Beruf eintreten. Sehr wichtig sind: Kenntnisse in den modernen Sprachen (zum Zweck der Korrespondenz!), Stenographie (deutsche und russische) und Maschinenschreiben, gewöhnliche und kaufmännische Arithmetik, endlich Buchführung. Der Besuch einer Handelsschule wäre sehr zu empfehlen. Aber eine gute Allgemeinbildung und kaufmännisches Wissen allein genügen noch nicht. Eine weitere Voraussetzung sind gewisse Eigenschaften, die angeboren sein müssen, sich aber nur schwer erwerben lassen: Gewandtheit und Anstelligkeit, eine schnelle Fassungs- und Orientierungsgabe, eine gewisse Fähigkeit, mit Menschen umzugehen. Begnügt sich das junge Mädchen mit einer oberflächlichen, nicht abgeschlossenen Ausbildung, verfügt sie nicht über diese natürlichen Gaben, dann ist sie vielleicht dazu verurteilt, lebenslänglich in untergeordneter, schlecht bezahlter Stellung eintönige, geisttötende Arbeit zu tun.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Reinsch'sche Schule. Kommerzabteilung der VII. Klasse. Unterr. in Buchführung, deutscher, russischer, französischer, engl. Korrespondenz, Stenographie, Maschinenschreiben und allgemein bildenden Fächern. 1-jähr. Kursus. Unt. sem. 70 Rbl.

b) Reval. Praktische Kurse für junge Mädchen. Leiterin: Frau Pangratz. 1-jähriger Kursus in Buchführung (24 Rbl.), Handelsrechnen (12 Rbl.) Handelskorrespondenz (6 Rbl.), Stenographie (16 Rbl.), Maschinenschreiben (16 Rbl.). Aufnahmeprüfung (Bildung und Schule II. Ordnung).

c) Berlin. Lette-Verein. Handelsschule. Beding. Höhere Töchterschule; voll. 16. Jahr. 1 jähr. Kursus. Unter. für Ausländer jährl. 315 M. Bei nicht genügenden Kenntnissen Besuch der Vorklasse. Unt. jährl. 250 M. — Pens. mon. 80—100 M.

d) Die Buchhandlungsgehilfin macht eine 3jährige Lehrzeit in einer größeren Buchhandlung (Deutschland!) durch.

2. **Die Schneiderin und Putzmacherin.** Die verbreitete Anschauung, daß ein gebildetes junges Mädchen ihren feinen Geschmack und ihre geschickte Hand wohl bei der Verfertigung ihrer eignen Toilette betätigen, nicht aber sich damit einen Erwerbszweig schaffen darf, muß als ein übel angebrachtes Vorurteil entschieden bekämpft werden. Sowohl die Schneiderei als auch die Putzmacherei lassen der selbständigen, schöpferischen Betätigung freien Spielraum und können so als wahre Kunst betrieben werden. Manche gebildete Frau kann auf diesem Gebiete eine sehr befriedigende Tätigkeit und ein sehr gutes Auskommen finden. Außer der fachmännischen Ausbildung — Lehrzeit in einer Schneiderwerkstätte, einem Putzgeschäft, Besuch einer Gewerbe- oder Frauenarbeitsschule — sind gute kaufmännische Kenntnisse notwendig.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Mädchen-Gewerbeschule des Jungfrauen-Vereins. Schneiderstube (Schnittzeichnen und Verfertigen bestellter Kleider). 2jähr. Kursus. Unt. sem. 15 Rbl.

b) Berlin. Lette-Verein. Fachschule der Schneiderei. Beding. Höhere Töchterschule, voll. 17. Jahr. 2jähr. Kursus. Unt. für Ausländ. sem. 190 M. Pens. mon. 80—100 M.

c) Berlin. Hirschsche Schneider-Akademie. Ausbildung in Herren-, Damen-, Wäsche- und Mäntelschneiderei. Die Zahlung richtet sich nach Dauer und Art des Kursus.

d) Dresden. Bekleidungsakademie. Zuschneidekurse für 1) Damen- und Kinderkleidung in Verbindung mit Kontorwissenschaften; 2-mon. Kursus 150 M. 2) Herren-, Damen- und Kinderwäsche. 6-wöch. Kursus 125 M. 3) Damenkostüme und -Mäntel. 2-wöch. Kursus 100 M. Pens. durch die Direktion.

e) Potsdam. Königl. Handels- und Gewerbeschule für Mädchen. 1/2jähr. Kursus für Putzmachen (mit Zeichnen) 15 M.

3. **Die Frau in der Landwirtschaft.** Von der selbständigen Bewirtschaftung eines größeren oder kleineren Betriebes wird bei uns zu Lande die Frau fürs erste noch absehen müssen. Doch bietet sich nicht nur der verheirateten Frau als Gehilfin ihres Mannes ein reiches Feld der Tätigkeit, auch die Einzelstehende kann dort einen befriedigenden Beruf finden. Eine Kennerin der landwirtschaftlichen Arbeit sagt darüber: „Und wieviel gewinnen wir selbst in diesem Tun! Die Haus- und Landwirtschaft mit ihren wechselreichen Forderungen beansprucht umsichtiges Handeln, oft rasches Entschließen, daher stete Aufmerksamkeit und Geistesgegenwärtigkeit, Dienstbereitschaft und Treue, auch im Kleinen — das alles aber wirkt im höchsten Grade erziehlich und charakterbildend. Und der Mühe Lohn ist sichtbarer Erfolg auf allen Gebieten der Tätigkeit und Freude am Schaffen, am Veredeln und Beherrschen des oft so widerspenstigen Materiellen, am Verkehr mit dem vielerlei Lebendigen — und das erfrischende Gefühl des Könnens, der Unabhängigkeit.“ (Aus einem Vortrag der Baronin L. Staël v. Holstein).

Ausbildungsanstalten.

a) Lindenruhe bei Wenden. Landwirtschaftliche Frauenschule. Haushaltung und Landpflege. (S. III. c.)

b) Württemberg. Großsachsenheim. Wirtschaftliche Frauenkurse. Beding. H. Töchterschule; voll. 17. Jahr. Pens. und Unt. für Seminaristinnen (2 Jahr) jährl. 1200 M., für Jahresschülerinnen jährl. 1400 M.

4. **Die Frau in der Gärtnerei.** Da die Arbeit des Gärtners weniger auf Kraftentwicklung als auf Verständnis wirtschaftlicher, materieller und sozialer Werte beruht, ist die gebildete Frau besonders zur Ausübung dieses Berufes geeignet. In den Gartenbauschulen Deutschlands schließen sich an den Unterricht in Obstbau, Gemüse- und Blumenzucht, Landschaftsgärtnerei, Gartenkunst, im Zeichnen von Gartenplänen auch wissenschaftliche Fächer, wie Botanik, Zoologie, Chemie, Boden- und Düngerlehre und weiter Buchhaltung und Wechselkunde. So bietet die Ausbildung zum Gärtnerinnenberuf eine Fülle des Interessanten und Anregenden. Was die Ausübung dieses Berufes an-

belangt, so findet in Deutschland die gebildete Gärtnerin Anstellung an Sanatorien und Erziehungsanstalten, auf Gütern, wohl auch als Gehilfin in Handelsgärtnereien, oder sie arbeitet auf eignem Grund und Boden. Bei uns sind die Erwerbsmöglichkeiten fürs erste noch nicht so genau festgelegt. Aber es sind auch schon Gärtnerinnen in Tätigkeit, und mit dem Angebot würde die Nachfrage sich gewiß einstellen.

Ausbildungsanstalten.

a) Godesberg am Rhein. Obst- und Gartenbauschule für Frauen. Beding. H. Töchterschule; voll. 18. Jahr. 2jähr. Kursus. Unt. jährl. 440 M. Pens. jährl. 1060 M. Hospitantinnen zahlen mon. für Pens. 115 M., für Unt. 60 M.

b) Berlin — Marienfelde. Obst- und Gartenbauschule für Frauen gebildeter Stände. I. Kursus für Schülerinnen. Beding. Töchtersch.; voll. 16. Jahr. 2—3jähr. Kursus. Unt. sem. 180 M. Pens. sem. 540 M. II. Spezialkurse für Hospitantinnen. Unt. mon. 35 M.

c) Holtenau bei Kiel. Kurse im Obst- und Gartenbau für Frauen gebildeter Stände. Beding. gute Schulbildung; voll. 16. Jahr. 1—2jähr. Kursus. Unt. jährl. 240 M. Pens. mon. 80 M.

5. **Die Kunstgewerblerin** muß Künstlerin sein. Nur wer ausgesprochene künstlerische Begabung besitzt und in der Lage ist, eine mehrjährige gründliche Ausbildung zu erhalten, sollte diesen Beruf ergreifen, in dem die Erwerbsmöglichkeiten übrigens unsicher sind. Durchaus anzuraten ist das Betreiben eines Spezialfaches. Hier seien einige genannt, deren Ausübung bei uns Erfolg verspricht: die Goldschmiedekunst, Keramik, Graphik, Weberei.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Susa Walter. Privatatelier für Kunst und Kunstgewerbe. Unt. sem. 25—50 Rbl. Schulenstr. Nr. 3.

b) Riga. Mädchen-Gewerbeschule des Jungfrauen-Vereins. 1jähr. Kursus für Kunststickerei. Unt. sem. 15 Rbl.

c) Riga. Frauenschule des Rigaer Gewerbevereins. (Siehe III b).

d) Moskau. Stroganow-Schule. 16 kunstgewerbliche Spezialfächer. Unt. sem. 25 Rbl. — Pens. im Ev. Heim (Siehe I 1 d).

e) Berlin. Unterrichtsanstalt des Kgl. Kunstgewerbe Museums. Fachklassen und Lehrwerkstätten für alle kunstgewerbl. Fächer Aufnahmeprüf. Unt. f. Ausländer im 1. Jahr 450 M., später weniger.

f) Weimar. Großherzogl. Sächs. Kunstgewerbe-Schule. Fachunterricht, Werkstätten. Beding. voll. 14. Jahr; Fertigkeit im Zeichnen. 4jähr. Kursus. Unt. für Ausländer jährl. 200 M. Gastweiser Schulbesuch gestattet.

g) München. Lehr- und Versuchs-Ateliers für angewandte und freie Kunst. (Siehe I 3 b).

6. **Die Photographin** kann ihren Beruf selbständig ausüben oder als Gehilfin in photographischen Ateliers, als photographisch-wissenschaftliche Hilfskraft an Krankenhäusern und andern Anstalten tätig sein. Die allgemeine Ausbildung wird erlangt entweder durch eine Lehrzeit in einem photographischen Geschäft oder durch Besuch einer Lehranstalt, wo auch Spezialgebiete berücksichtigt werden.

Ausbildungsanstalten.

a) Berlin. Photographische Lehranstalt des Lette-Vereins. Ausbild. in allen Zweigen der photogr. Praxis. Beding. für den Eintritt: 1) in der Abteilung für Bildnis- und technische Photographie, Reproduktionsretusche, photomechanisches Verfahren: Volksschule; 2) in der Abteilung für Röntgenphot., wissenschaftl. Phot., Metallographie: Töchtersch.; voll. 16. Jahr. Ausländerinnen zahlen für den 2jähr. Kursus 1000 M., für den 2½jährigen 1250 M. Gesellenprüfung. Pens. mon. 80—100 M.

7. **Die Buchbinderin** kann ihre Arbeit handwerksmäßig, sie kann sie auch künstlerisch betreiben. Um das letztere zu erreichen, ist neben Handgeschicklichkeit eine durchgebildete künstlerische Begabung Haupterfordernis. Was die Ausübung dieses Berufes anbetrifft, so würde die Buchbinderin bei uns entweder Anschluß an Geschäfte und Bibliotheken suchen müssen oder privatim arbeiten.

Ausbildungsanstalten.

a) Berlin. Lette-Verein. Buchbinderei-Werkstätte. 3jähr. Lehrvertrag (Arbeitszeit tägl. 8 Stunden). Verpflichtung: die Gesellenprüfung. Ausländerinnen werden nur als Fachschülerinnen angenommen, zahlen 375 M. jährl. und arbeiten mit eignem Material. — Pens. mon. 80—100 M.

b) Weimar. Großherzogl. Sächs. Kunstgewerbeschule. Die Fachkurse für Buchbinder geben Meistern, Gesellen und Lehrlingen des Buchbindergewerbes Gelegenheit, sich in techn. und künstl. Hinsicht weiterauszubilden. 3mon. Kursus 50 M., 6mon. Kursus 100 M. (für Ausländer).

c) Das Buchbinderhandwerk kann auch in der Werkstatt eines Meisters erlernt werden.

8. **Die Frau als Zeichnerin in technischen Betrieben.** Die technische Zeichnerin kann in Zeichen- und Konstruktionsbüros der Maschinenfabriken in Architekten- und Baubüros arbeiten. Es handelt sich dabei nicht um eine freie künstlerische Tätigkeit, sondern um eine oft sehr mühsame Arbeit, zu der außer zeichnerischer Begabung, unendlicher Geduld, peinlicher Genauigkeit auch gesunde Augen gehören. Die Ausbildung — wohl nur durch Privatunterricht zu erwerben — umfaßt: 1. Projektionslehre. 2. Zeichnen: a) Handhabung von Reißschiene, Dreieck, Reißzeug, Reißfeder, Tusche; b) Anlegen von Zeichnungen in Wasserfarben. 3. Geometrie: Berechnung von Flächen und Inhalten. 4. Baukonstruktionslehre. 5. Rundschrift.

9. **Die Bibliothekarin.** Die Arbeit einer Bibliothekarin gibt durch den persönlichen Verkehr mit den Lesern, namentlich in Volksbibliotheken, Gelegenheit zu volkserzieherischem Wirken, einer Aufgabe, für die Frauenkraft und Frauentalent sich in besonderm Maße einsetzen sollten.

Ausbildungsanstalten.

a) Berlin. Lette-Verein. Bibliothekarinnen-Vorschule im engsten Anschluß an die Wolfstiegsche Bibliothekarinnenschule. Beding. Töchtersch. und 1 Jahr Seminar oder Lyzeum. 6mon. Kursus für Ausländ. 125 M. Buchbinderei 60 M. Pens. mon. 80—100 M.

b) Berlin. Wolfstiegsche Bibliothekarinnenschule. Beding. Absolvierung der Bibl.-Vorschule des Lette-Vereins. ¾jähr. Kursus 200 M.

VI. Allgemeine Vertiefung der Frauenbildung ohne spezielle Berufsbildung.

Nicht jedes junge Mädchen ist in der Lage, sich beim Verlassen der Schule für einen bestimmten Beruf zu entscheiden. Das Fehlen einer ausgesprochenen Neigung, die ungenügende Bekanntschaft mit den verschiedenen Berufszweigen verhindern sie, einen bestimmten Weg zu wählen. Ein Weg aber ergibt sich für jede von selbst: der einer ergänzenden vollwertigen Weiterbildung im Hinblick auf die Lebensaufgaben — nicht Berufsaufgaben — der gebildeten Frau. Die Zeiten sind vorüber, müssen vorüber sein, in denen man sich mit der oberflächlichen Pflege des sprachlichen, literarischen und ästhetischen Interessenkreises des schulentlassenen jungen Mädchens begnügte und darin eine vollwertige Fortbildung sah. Die Fortbildung muß eine wissenschaftliche und eine praktische sein. Neben die Vertiefung und Erweiterung des in der Schule erworbenen Wissens muß die Einführung in den Pflichtenkreis des häuslichen wie des weiteren Gemeinschaftslebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirtschaft, Gesundheitslehre, in die Gebiete der sozialen Fürsorge treten. Solch eine Fortbildung gibt keine Berufsbildung, bietet aber die geeignetste Grundlage für die Fachausbildung in den Berufen, die aus der allgemeinen Frauenaufgabe herauswachsen: für den Beruf der Kindergärtnerin, der Krankenpflegerin, der hauswirtschaftlichen Lehrerin, der sozialen Arbeiterin.

Ausbildungsanstalten

a) Riga. Soziale Frauenschule des Jungfrauen-Vereins (siehe III a).

b) Riga. Frauenschule des Rigaer Gewerbevereins (siehe III b).

c) Berlin-Charlottenburg. Sprengelsche Frauenschule (in Verbind. mit dem Jugendheim, siehe III d). Beding. Töchterschule, voll. 16. Jahr. 2jähr. Kursus. Unt. jährl. 200 M. Pens. jährl. 900—1500 M.

d) Berlin-Charlottenburg. Frauenschulklassen des Oberlyzeums von Joh. Wellmann. Beding. Töchterschule. 2jähr. Kursus. Unt. für alle Fächer jährl. 312 M.; Einzelfach vierteljährl. 15—30 M. Pens. jährl. 1500 M., sem. 900 M.

e) Cassel. Evang. Fröbelseminar. Anerkannte Frauenschule. Aufnahmeprüf. (Lyzealbild), voll. 16. Jahr. 1jähr. Kursus. Unt, jährl. 300 M. Pens. jähr. 960 M.

f) Hessen. Deutsche Frauenschule Schloß Braunshardt bei Darmstadt. I. Hauswirtsch. Abteil. 1 Jahr. II. Pädag. Abteil. 1 Jahr. Beding. Töchtersch.; voll. 16. Jahr. Unt. und Pens. jährl. 2000 M.

g) Leipzig. Hochschule für Frauen. I. Allgem. Abteilung: phil.-hist. Gruppe; naturwiss. Gruppe; Gesundheits- und Krankenpflege. II. Pädag. Abteil. III. Sozial- und rechtswissensch. Abteilung. Beding. für Studierende: Reifezeugnis, Seminarlehrerinnenzeugnis oder Aufnahmeprüfung. die aber erst nach 2—3 sem. Besuch als Hörerin der Hochschule erfolgen kann' Beding. für Hörerinnen: gute Bildung, voll. 18. Jahr. 1stünd. sem. Vorles. 10 M.; 2stünd. sem. Vorles. 15 M. — Pens. durch die Kanzlei.

VII. Hauswirtschaft.

Die Arbeit, die Haus und Wirtschaft fordern, gehört noch immer zu den ersten, nicht zu vernachlässigenden Pflichten der Frau, und jedes junge Mädchen sollte darin eine Lehrzeit — zu Hause oder noch besser in einer guten Haushaltungsschule — durchmachen. Je nach Neigung, Fähigkeit und Zukunftsplänen der Lernenden wird der Unterricht verschieden lang und umfassend sein, in keinem Falle sei er eine Spielerei. Die einen werden das erworbene Wissen und Können bei der Verwaltung ihres eigenen Hauswesens oder berufsmäßig in einem fremden Haushalt, einer Anstalt verwerten, aber auch die andern, die ihr Beruf hinausführt, werden oft genug in eine Lage kommen, wo ihnen Kenntnisse in praktischer Zeiteinteilung und Wirtschaftsführung großen Nutzen bringen.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Mädchen-Gewerbeschule des Jungfrauen-Vereins. 1) 2 sem. Haushalt- und Kochkursus; I. Sem. 55 Rbl. II. Sem. 35 Rbl. 2) 2 sem. Kochkursus: I. Sem. 40 Rbl. II. Sem. 35 Rbl. 3) 1 sem. Haushaltungskursus 20 Rbl.

b) Riga. Sassenhof. Haushaltungsschule von E. Schmidt und O. v. Glaeser. 6mon. Kursus für junge Mädchen gebildeter Stände. Unt. 45 Rbl. Einzelfächer können belegt werden.

c) Reval. Praktische Kurse für junge Mädchen von Frau Pangratz. ½jähr. Kochkursus 30 Rbl. Plätten jährl. 12 Rbl. Weißnaht jährl. 36 Rbl. Schneidern jährl. 18 Rbl.

d) Dorpat. Deutsches Fröbelseminar (siehe I 8 a).

e) Lindenruh bei Wenden. Landwirtschaftliche Frauenschule (siehe V 3 a).

f) Berlin. Pestalozzi-Fröbelhaus II. Haushaltungsschule Verschiedene Kurse (½jähr. Kursus 350 M., 1jähr. Kursus 640 und 400 M.). zur Ausbildung in der Hauswirtschaft. Beding. H. Töchterschule.

g) Württemberg. Wirtschaftliche Frauenkurse (siehe V 3b).

h) London. The Sesame House (siehe I 8 e).

Arbeit ist die Mission des Menschen auf dieser Erde. Es kämpft sich ein Tag herauf, es wird ein Tag kommen, an dem der, welcher keine Arbeit hat, es nicht für geraten halten wird, sich in unserm Bereich des Sonnensystems zu zeigen, sondern sich anderwärts umsehen mag, ob irgendwo ein fauler Planet sei.

Carlyle.

Bücher und Aufsätze.

Levy-Rathenau: Die deutsche Frau im Beruf. Teil V des Handbuches der Frauenbewegung (Berlin S. Verlag W. Moeser).

Eugenie v. Soden: Frauenberufe und Ausbildungsstätten. Band I des Frauenbuches (Stuttgart. Franck'sche Verlagshandlung).

Zimmermann (Leipzig): Was heißt Schwester sein?

Polly Kieseritzky (Riga): Soziale Frauenarbeit. (Balt. Monatsschr. 1912 Heft 12).

J. Baron v. Wolf (Lindenberg in Livland): Landpflege und Landpflegerin, eine alte Kulturaufgabe und ein neuer Frauenberuf (Balt. Wochenschrift für Landwirtschaft 1912 № 30. Vergleiche auch Rigaer Tageblatt 1912 № 348).

Die „Deutsche Monatsschrift für Rußland" enthält folgende Aufsätze:

Dr. Alice Salomon (Berlin): Eine soziale Frauenschule 1912. № 2.

Auguste Sprengel (Berlin): Die Berliner Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" und der deutsche Frauenkongreß. 1912 № 4, 5 und 6.

Hildegard Sachs (Berlin): Frauenberufe. 1912 № 5, 6, 7 und 10. 1913 № 1 und 3.

Wolfgang Wachtsmuth (Riga): Der Beruf des Lehrers. 1913 № 4.

L. Baronin Staël von Holstein (Dorpat): Die Frau im haus- und landwirtschaftlichen Beruf. 1913 № 5.

Monika Hunnius (Riga): Die Frau als Künstlerin. 1913 № 8.

Praktische Frauenkurse. 1913 № 9.

❀ ❀ ❀

Bücherbesprechungen.

Russische Volksmärchen. Uebersetzt und eingeleitet von Löwis of Menar. Aus der Serie „Die Märchen der Weltliteratur", herausgegeben von Fr. v. d. Leyen und P. Zaunert. Jena, E. Diederichs. 1914. Geb. Mk. 3.—.

Die deutschen Volksbücher und die Märchen der Weltliteratur läßt der verdienstvolle Verlag E. Diederichs in Jena in sorgfältigen Textausgaben und geschmackvoller Ausstattung erscheinen. Den Sammlungen deutscher Märchen (Musäus' Volksmärchen, Grimms Kinder- und Hausmärchen, Deutsche Märchen seit Grimm, Plattdeutsche Volksmärchen) ist nun ein Band russischer Volksmärchen gefolgt, dessen Inhalt die in Rußland lebenden Deutschen vorzüglich zu interessiern berufen ist. Daß der Uebersetzer und Herausgeber, A. von Löwis of Menar, kein Neuling auf dem umfangreichen Gebiete der Märchenforschung ist, beweist zur Genüge seine feinsinnige, ebenfalls im Diederichs'schen Verlage erschienene Untersuchung: „Der Held im deutschen und russischen Märchen", 1912. Aber auch die Einleitung, sowie Quellen- und Literaturnachweise der vorliegenden Ausgabe legen ein beredtes Zeugnis von emsiger Forschung und allseitiger Stoffbeherrschung ab. Und vollends die Uebersetzung! Sie folgt getreu dem russischen Original, sofern diese Treue bei der Verschiedenheit beider Sprachen und besonders bei der Einzigartigkeit des russischen Märchenstils durchführbar ist. Bei pedantischer Wortklauberei ließe sich ja wohl hie und da eine Kleinigkeit aufspüren, die möglicherweise hätte anders lauten müssen, dem Werte des Ganzen aber durchaus keinen Eintrag zuzufügen imstande ist. Rezensent hatte die Gelegenheit, die Löwis of Menarsche Ausgabe mit einem Kenner russischer Volksmärchen und der einschlägigen Wissenschaft, Herrn A. M. Smirnow, zu besprechen (dem Verfasser des „Систематическій указатель темъ и варіантовъ русскихъ народныхъ сказокъ, Извѣстія Отдѣл. русск. яз. и словесности Императ. Ак. Наукъ, т. XVI (1911), кн. 4-ая и т. XVII

(1912), кн. 4-ая; die Untersuchung ist als Sonderdruck erschienen; Herr Smirnow hat auch eine Sammlung aller Varianten der russischen Fassung des Dümmlingsmärchens herausgegeben). Wir ließen uns nicht die Mühe verdrießen, einige Märchen der deutschen Uebertragung mit dem Originaltext zu vergleichen, und da ergab es sich nun, daß der Uebersetzer mit ausgezeichneter Gewissenhaftigkeit seines schwierigen Amtes gewaltet hat. Auf S. 11 ist das Wort „Neffe" nicht ganz berechtigt, „Lieber", „Trauter" oder „Freundchen" wäre vorzuziehen (als Uebersetzung des kleinrussischen „небоже"; es entspricht etwa dem russischen „болѣзный" und drückt freundliches Mitleid aus); auf S. 13 empfehlen wir dem Autor, einen andern Ausdruck als „alte Bettler" für „старцы уборіе" ausfindig zu machen. Von Zeit zu Zeit wird die Erzählung durch einen wiederholten Ausruf „Господи", der sprachloses Erstaunen oder das Grauen schwacher Menschenkinder vor einer drohenden Gefahr ausdrücken soll, treuherzig unterbrochen; diese Interjektion, etwa durch „Du lieber Gott!" zu übertragen, fehlt z. B. auf S. 17 in dem Satze: „und solch ein Heer versammelte sich, daß es gar nicht zu zählen war". S. 19 oben: „und der Pfeil verschwand in den Wolken", übersetzt aus „загула (загудѣла) стріла підъ небесами". Auf S. 9 oben liegt ein offensichtliches Mißverständnis vor: das kleinrussische „радяцця" bedeutet nicht „freuten sich", sondern „versammeln sich" (vgl. „рада", Volksversammlung); S. 22 oben: „die Mädchen und Dienerinnen" — „дівиці — прислужниці"; „eine Kutsche mit sechs Rossen", im Original folgt noch „якъ змійивъ"; S. 25: „Ich gehe, wohin die Augen schauen, ꝛc.", im kleinrussischen Text folgt ein Kosewort „дідусю" — „Alterchen", das aber dann in den nächsten Zeilen mehrfach angeführt ist, sodaß einmaliges Weglassen dieses Wortes durchaus berechtigt erscheinen mag; S. 26: „bis zu der Bank hinunter", „на полъ". Bei flüchtigem Blättern fielen mir noch einige Kleinigkeiten auf, die aber, wie gesagt, belanglos sind und kaum erwähnt zu werden verdienen. S. 68: „nahm den Kater unter den Kopf", „положилъ въ головахъ"; S. 71: „eine wilde, fröhliche Hochzeit", russisch „шумная"; S. 84: „einfache Bauern", „христіанскаго". Ich glaube, daß der Uebersetzer in den meisten Fällen nach reifer Ueberlegung den passenden Ausdruck gefunden, dagegen steht es ja fest, daß eine wortgetreue Uebersetzung nicht immer dem fein ausgebildeten Sprachgefühl Genüge zu leisten vermag, wie es ja schon Martin Luther in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen" so schön und überzeugend ausgeführt hat.

Der Herausgeber dieser Sammlung hat sie nach dem Prinzip angelegt, daß alle wichtigeren Stoffe in wenigstens einem Beispiel vertreten sind: von dieser Regel macht auch das Märchen von der Stiefmutter und der Stieftochter keine Ausnahme, das ungefähr fünfzehn Typen aufweist. Vielleicht ist das heroische Märchen nicht genügend vertreten; gerne sähen wir das hübsche Märchen „На Калиновомъ мосту." In der Einleitung heißt es (S. XIV): „Das Hauptgewicht wurde auf die Wunder- und Zaubererzählungen, als die Märchen im eigentlichsten Sinne, gelegt" u. s. w. Daher kommt das umfangreiche Gebiet des Tiermärchens zu kurz; ungern verzichtet der kundige Leser auf den so charakteristischen „Теремъ мухи." Sowohl in der Sammlung selber, wie in den Quellen- und Literaturnachweisen fehlen Hinweise auf die Sammlungen weißrussischer Märchen von Klich, Federowski, Weryho: die groß- und weißrussischen sind überhaupt nicht so reich vertreten, wie die kleinrussischen, deren Zahl vielleicht auf Kosten jener eine so stattliche ist.

Dem Wert der Sammlung tun diese Bemerkungen keinen Abbruch: ein so gewiegter Kenner der russischen Märchenwelt, wie Löwis of Menar, wird seine guten Gründe gehabt haben, um die Arbeit eben in der Auswahl und in der Gestalt erscheinen zu lassen, wie wir sie in einem eigenartigen, mit altrussischen Motiven geschmückten Einband vor uns sehen. Der Sinn des Titelbildes ist mir nicht ganz ersichtlich: es soll wohl eine Krönungsfestlichkeit mit Feuerwerk im Moskauer Kreml darstellen; dazu stimmen aber wiederum nicht alle Kuppeln, z. B. rechts der große Kirchturm. Auch stimmen die Kreuze auf den Kirchtürmen einen Bewohner Rußlands ein wenig bedenklich. Der Druck ist vorzüglich, der Preis des Buches trotz seinem Umfang (XXVI +332 Seiten) ein sehr geringer (geb. Mk. 3.—).

Allen Freunden russischer Volkspoesie und Märchenwelt sei das Buch empfohlen, das mit so rückhaltloser Hingabe das originelle Gepräge der russischen Volksseele widerspiegelt.

St. Petersburg. J. Forsmann.

Moskauer Almanach für 1914. Verlag von J. Deubner, Moskau.

Dieser geschmackvoll ausgestattete Almanach enthält ein Kalendarium, ferner einen „Abriß einer Geschichte Moskaus bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts" mit 11 Bildbeigaben von Boris v. Eding, einen Essay über „die russische Literatur der Gegenwart" von Johannes Kordes (mit dem Porträt des Dichters Brjussow), sowie vom selben Verfasser einen mit 9 Bildbeigaben geschmückten Artikel über „das Moskauer künstlerische Theater". Letzteren — freilich ohne die Bildbeigaben — haben wir im Wesentlichen schon in dieser Zeitschrift kennen gelernt, den beiden anderen, die ebenso instruktiv sind wie dieser, begegnen wir im Almanach zum erstenmal. Bemerkt sei noch, daß die Kopfleisten der zwölf Monate im Kalendarium hübsche Ansichten aus Moskau bieten, und so sei denn die etwa 100 Seiten starke sympathische Publikation, in der nur noch einige Druckfehler hätten ausgemerzt werden müssen, allen denen, die sich für das Werden und Wachsen des typisch Russischen interessieren, bestens empfohlen.

Reval. Arthur Behrsing.

Nachdruck verboten.

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

(Fortsetzung.)

Den 10. Juni.

Ich hatte heute keinen geringen Schreck. Der Vertreter der hiesigen Ortspolizei, ein braver Landgendarm, stellte sich bei mir ein und ersuchte mich um meine Legitimationspapiere. Zum Glück besitze ich einen Paß, auf dem außer meinem wirklichen Namen auch mein Pseudonym vermerkt ist. Er studierte ihn aufmerksam, fixierte mich dann scharf und fragte: „Ihr Vater ist militärischer Chef von L.?" Ich bejahte es.

„Und wie kommt es, daß Sie sich hier unter anderem Namen aufhalten?"

Ich erklärte ihm, daß dies Künſtlerbrauch ſei und daß ich meiner Familie dieſe Konzeſſion machen mußte.

Er bat um die Erlaubnis, die Papiere mitzunehmen, um ſie der Badekommiſſion zu unterbreiten, er werde ſie mir am folgenden Tage zurückſtellen. Ich konnte es ihm ſelbſtverſtändlich nicht verweigern, und er entfernte ſich mit ehrerbietigem Gruß.

Den 12. Juni.

Als ich meinen neuen Bundesgenoſſen nachmittags am Strande traf, erzählte ich ihm die mir unerklärliche Begebenheit. Er lächelte geheimnisvoll. „Ich ſehe, meine Reklame iſt wirkſam," ſagte er mit gewiſſer Befriedigung.

Ich ſah ihn befremdet an. „Ihrer Reklame verdanke ich den Beſuch?"

„Allerdings," beſtätigte er ſelbſtzufrieden, „und es iſt lächerlich, wie wenig dazu gehört, die öffentliche Meinung zu lenken. Ich habe nichts weiter getan, als unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes das Gerücht ausgeſprengt, daß die hier lebende Sängerin Selagy der höchſten öſterreichiſchen Ariſtokratie entſtamme. Ihr außergewöhnliches Talent habe ſie beſtimmt, ſich der Kunſt zu widmen, weshalb ſie von ihrer Familie ausgeſtoßen worden. Sie ſehen, es iſt ſchon zu Ohren der löblichen Ortspolizei gedrungen, die nicht ermangeln wird, dem Ganzen das Siegel der offiziellen Beglaubigung aufzudrücken."

Ich fühlte mich doch etwas unbehaglich. „Und das Verſprechen, das ich meinem Vater beim Scheiden aus dem Elternhauſe gab, ſeinen Namen nicht in meine Spekulationen, wie er es nennt, hineinzuziehen?"

„Sie haben es ja nicht gebrochen," beruhigte er mich. „Sie durften doch der hohen Obrigkeit die Einſicht in ihre Papiere nicht verweigern. Übrigens werde ich dafür Sorge tragen, daß das geheimnisvolle Dunkel, welches über Ihrem Familiennamen liegt, nicht gelüftet wird. Ich werde mich in verſchiedenen Kreiſen in Vermutungen über Ihre Beziehungen zu öſterreichiſchen Adelsfamilien ergehen und zwar ſtets einen anderen Namen nennen; der Erfolg wird eine allgemeine Verwirrung des geehrten Publikums ſein."

Er lachte beinahe übermütig über ſeinen „brillanten Einfall". Seine Heiterkeit war ſo anſteckend, daß ich miteinſtimmte, obgleich mir nicht ganz geheuer zu Mute war bei dem verdeckten Spiel, das wir ſpielen.

Die Reklame wirkt. Wenn ich mich am Strande zeige, ſteckt man die Köpfe zuſammen und flüſtert. Man macht mir ehrerbietig Platz; überhaupt werde ich mit einer gewiſſen Auszeichnung behandelt, die ich offenbar meiner „hohen Geburt" verdanke. Nächſte Woche findet unſer erſtes Konzert ſtatt. Das Programm — ſorgfältig in Rundſchrift geſchrieben, um die Druckerkoſten zu ſparen — prangt am Kurhaus und an verſchiedenen exponierten Stellen und es iſt fortwährend von Neugierigen umdrängt. Da ſteht es in ſchön geſchwungener Schrift: „Konzert der k. k. Opernſängerin Wera Selagy unter gefälliger Mitwirkung von Herrn Alexis Hortan, Opernſänger. Die Klavierbegleitung hat aus beſonderer Liebenswürdigkeit ein inkognito hier weilender Künſtler übernommen."

Als ich Hortan dieſes letzten Paſſus wegen interpellierte, meinte er: „Je geheimnisvoller, um ſo beſſer! Die Erwartung des Publikums wird dadurch aufs höchſte geſpannt. Den Betreffenden habe ich neulich abends beim Bier kennen gelernt. Er iſt Klavierlehrer in einer kleinen weſtpreußiſchen Stadt und wird ſich bemühen, ſich des in ihn geſetzten Zutrauens würdig zu beweiſen. Sie ſehen, Ihr Impreſario ſcheut kein Mittel, Ihnen einen Dienſt zu leiſten."

Den 26. Juni.

Hortans Vorausſetzung bewahrheitete ſich. Der Saal war ausverkauft — natürlich war der Preis der Billette nicht hoch — den Verhältniſſen angemeſſen. Unſer Wirt hatte den Verkauf übernommen, und alles lief glatt ab.

Hortan war nicht bei Stimme. Die Seeluft tut ſeinem Organ nicht gut, wie er mir ſchon früher ſagte; das Publikum verhielt ſich bei ſeinen Vorträgen ablehnend, überhaupt fiel mir die reſervierte Haltung desſelben auf. Hortan, der ſchon öfters in Norddeutſchland konzertiert hat, ſagt jedoch, daß dies hier zu Lande Ton ſei — ich ſei durch die Begeiſterungsfähigkeit meiner Landsleute verwöhnt. Einen durchſchlagenden Erfolg erzielte ich mit der Schubertſchen „Frühlingsahnung“:

„Nun, armes Herze, ſei nicht bang, nun muß ſich alles, alles wenden“. — Ich mußte es auf allgemeines Verlangen wiederholen. Die Worte des Dichters ſind mir auch ſo aus der Seele geſchrieben, daß ich es mit beſonderer Hingebung ſang.

Der pekuniäre Ertrag iſt nicht übermäßig, da er ja in drei Teile geht, immerhin groß genug, um bei beſcheidenen Anſprüchen einige Wochen davon exiſtieren zu laſſen.

Den 15. Juli.

Auch in den benachbarten Strandorten haben wir Liederabende veranſtaltet. Die Einnahmen waren geringer als hier, doch hoffe ich mich mit Hilfe derſelben, ohne den Reſt meines Kapitals anzutaſten, bis zum Herbſt durchzuſchlagen und dann, zu Beginn der Saiſon, iſt mir ein Engagement ſicher. Es erfüllt mich mit freudiger Genugtuung, alles Hortan zu verdanken, ſeinem unermüdlichen Eifer, ſeiner rückhaltloſen Hingebung für mich. Als ich das neulich ausſprach, entgegnete er mit einer Beſcheidenheit, die mir neu bei ihm war: Ich verdiene Ihr Lob nicht, gnädiges Fräulein. Ich bin nicht ſo ſelbſtlos, wie Sie meinen, der Ehrgeiz, neben Ihnen genannt zu werden, iſt die mächtige Triebfeder meiner Handlungen.

Den 25. Juli.

Jetzt weiß ich, weshalb Hortan, dem die Seeluft ſo ſchädlich iſt, ſich doch den ganzen Sommer hier am Strande aufhält. Er iſt Liebhaberphotograph, und in der „toten Saiſon“ beſchäftigt er ſich damit, in beſuchten Kurorten Aufnahmen zu machen, was ihm immerhin einen kleinen Nebenverdienſt abwirft.

„Was ſoll man tun?“ ſagte er mir, als wir darauf zu ſprechen kamen, mit wegwerfender Bitterkeit. „Die Kunſt muß eben nach Brot gehen heutzutage, denn leider Gottes hat die Natur uns nicht die Fähigkeit verliehen, drei Monate des Jahres von der Luft zu leben. —

Er hat dies Jahr, wie er ſagt, recht viel Glück und iſt faſt den ganzen Tag beſchäftigt. Erſt gegen Abend ſieht man ihn am Strande, und dann gehört ſeine Zeit mir, mir ganz allein!

Den 15. Auguſt.

Die Saiſon neigt ſich ihrem Ende zu, der Kurgäſte werden immer weniger; unſer drittes und letztes Konzert hier war recht ſchwach beſucht. Jetzt heißt es ſich für den Winter rüſten. Ich habe den Beginn der Theaterſaiſon ſo herbeigeſehnt, und nun wird mir doch beklommen zu Mut, wenn ich an das Scheiden von hier denke. Ich habe dieſen ſtillen idylliſchen Erdenwinkel lieb gewonnen, habe ich doch hier zum erſten Male das empfunden, was die Menſchen „Glück“ nennen. Der hetzende Ehrgeiz in meiner Bruſt iſt

durch ein anderes aufkeimendes Gefühl eingewiegt; ich habe in dieſen ſtillen Wochen die innere Ruhe gefunden, die ich entbehrt im Elternhaus und in der Fremde — — das ſoll nun alles wieder anders werden. —

Es war mir heute ſeltſam wehmütig ums Herz, als Hortan mit mir über meine Zukunft ſprach.

„Sie werden jetzt ihrem Stern folgen, der, im Aufgehen begriffen, Sie in lichtere Höhen weiſt, ich werde ſuchen irgendwo als Aushilfsbariton unterzukriechen. So trennen ſich unſere Wege und wer weiß, ob Sie nach Jahr und Tag noch eine ſtille Minute der Erinnerung Ihrem ehemaligen Impreſario und ergebenen Ritter weihen."

„Wie können Sie ſo niedrig von mir denken?" ſagte ich ernſt. „Sie wiſſen, wie viel ich Ihnen verdanke."

Er zog wortlos meine Hand an die Lippen und behielt ſie dann noch lange in der ſeinen. So traten wir ſtumm, jeder mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, den Rückweg an.

Den 30. Auguſt.

Hortan photographiert mich jetzt in verſchiedenen Koſtümen und Poſen. Er meint, es ſei für eine Schauſpielerin unumgänglich nötig, derartige Bilder an Theateragenturen zu ſenden, und ich füge mich gern ſeiner praktiſchen Erfahrung. Die Koſtüme ſtehen mir ſehr gut, ich helfe etwas mit Stift und Schminke nach, und mein Spiegel ſagt mir, daß ich, wenn auch keine Schönheit, ſo doch immerhin eine intereſſante Erſcheinung bin, die mit jeder andern konkurrieren kann. Und dieſer geheime Gedanke meiner Seele klingt laut wieder aus dem Munde des Mannes, deſſen Urteil mir mehr gilt, als das aller anderen Menſchen.

Heute bewunderte er die Reichhaltigkeit meiner Toilette. Als ich ihm ſeufzend entgegnete, daß auch ein guter Teil eines mütterlichen Erbteils darin ſtecke, tauchte ein ſeltſamer Ausdruck in ſeinen Augen auf, der mir lange noch zu denken gab.

„Sie Glückliche," ſagte er, ſich abwendend, als er meinem fragenden Blick begegnete, „daß Sie noch mit ſolchen Faktoren, wie mütterliches Erbteil, rechnen dürfen! Meine Mutter, weit entfernt mir irgendwelchen Zuſchuß geben zu können, rechnet noch auf Unterſtützung von ſeiten des ‚talentvollen Sohnes'."

Den 15. September.

Ich habe einen Kontrakt vom Stadttheater in S. zugeſchickt erhalten, den ich, ohne mich zu beſinnen, unterzeichnet habe, obgleich die Bedingungen nicht eben glänzend ſind. Nun heißt es, ſich zur Abreiſe rüſten, denn die Theaterſaiſon wird nächſte Woche eröffnet.

Als ich Hortan heute in bewegten Worten — das aufquellende Gefühl drohte mich zu erſticken — meinen Dank ausſprach für alles, was er getan, fiel er mir haſtig ins Wort: „Schweigen Sie, Giſela! —" zum erſtenmal nannte er mich beim Vornamen — „Sie martern mich! Sie danken *mir* dafür, daß ich glücklich ſein durfte, eine kurze Spanne Zeit — ach nur allzukurz! für ein ideales Weſen zu ſorgen, ſchützend meine Hände unter die zarten Füße zu breiten, daß kein rauher Dorn ſie verletze! Selig der Mann, dem dies Glück vergönnt iſt!" ... Er ſchöpfte tief Atem und fuhr dann in beinahe heiſerem Tone fort: „Aber es iſt gut, daran erinnert zu werden, wer *ich* bin und wer *Sie* ſind. *Sie*, die gottbegnadete Künſtlerin, *ich*, der tief unter Ihnen ſtehende Impreſario, deſſen Dienſte mit klingender Münze reichlich entlohnt

wurden. Ich bin Ihnen ferner nicht mehr nütze auf Ihrem Lebensweg und gehe — auf Nimmerwiedersehen" — fügte er mit sinkender Stimme hinzu; und seine heißen Lippen auf meine Hand pressend, riß er sich los und enteilte mit langen Schritten. Vergebens rief ich seinen Namen — das klatschende Aufschlagen der Wellen fing den Ton meiner Stimme auf. Ein Gefühl der Verlassenheit, wie ich es bisher nie gekannt, überkam mich. Ich schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Den 18. September.

Er liebt mich! Ich habe ihn wiedergesehen, er hat zu meinen Füßen gelegen und meine Verzeihung erfleht für die große Liebe, von der sein Herz erfüllt ist zu mir, der hohen, unerreichbar über ihm Stehenden!

„Gekämpft habe ich gegen dies Gefühl mit meinem ganzen Mannesstolz, aber es hat unausrottbar tiefe Wurzeln geschlagen und mein ganzes Sein durchdrungen. Ich muß es Ihnen sagen, Gisela, damit Sie nicht klein von mir denken — und nun — leben Sie wohl!"

Und da, ich weiß nicht, wie mir geschah, aber es überkam auch mich allmächtig, unwiderstehlich — ich lag an seinem Herzen, zitternd in nie geahnter Seligkeit, während seine Hand wortlos meinen Scheitel streichelte. —

Und was nun kommen wird? — Gemeinsames Glück oder gemeinsames Elend — aber kein Alleinsein mehr, vor dem mir gebangt. An seinem stolzen Mut will ich mich aufrichten, wenn das Schicksal ungerecht gegen uns ist, erträgt er doch seit Jahren, ohne zu klagen, das Los des verkannten Genies.

Doch fort mit den trüben Gedanken in dieser Stunde! Habe ich doch meinen Kontrakt vom S.schen Stadttheater in der Tasche, und Alexis will, um nicht gezwungen zu sein, sich von mir zu trennen, die erste beste Stelle annehmen, die sich ihm daselbst bietet, sei es auch nur als Choriſt oder in einem Varietétheater. Er hat sich ja auch im Schauspiel versucht. Seine ersten Erfolge hatte er bei den Meiningern, doch entzweite er sich mit der Regie, da er das dort herrschende diktatorische Regiment nicht vertrug.

„Ich wollte hoch hinaus damals," schloß er bitter, als er mir von jener Episode seines Lebens sprach, „jetzt hat das Schicksal mich zwischen seine gewaltigen Räder genommen und mürbe gemacht. „Der Mensch soll nicht stolz sein", dies Couplet sollte man den jungen Strebern früh und abends vorsingen, daß es ihnen in Fleisch und Blut übergeht — es ist die größte Lebenswahrheit, die man unsereinem mit auf den Weg geben kann."

Den 25. September.

Wie angenehm ist es doch, unter männlichem Schutz zu reisen! Alles Unbequeme, alles Geschäftliche hat Alexis mir abgenommen, ich brauchte mich um nichts zu kümmern, und nach einer etwas stürmischen Seefahrt sind wir gestern glücklich hier angelangt und haben uns in einem billigen Chambre garnie einlogiert. Ich habe mich heute früh dem Direktor vorgestellt, wurde höflich, aber kühl empfangen. Man merkt den zurückhaltenden Norddeutschen.

Beim Weggehen stieß ich beinahe mit einer auffallend gekleideten, starkgeschminkten Damen zusammen, die mir einen etwas spöttischen Blick zuwarf. Wahrscheinlich eine zukünftige Kollegin.

Morgen werde ich vor einer Kommission Probe singen und übermorgen ist die erste Orchesterprobe. Man spielt hier viel Wagner, wie der Direktor mir andeutete; der Wagnerverein hat in der hiesigen Stadt zahlreiche Mitglieder. Meine erste Rolle, in der ich debütiere, ist die Senta im Fliegenden Holländer.

Den 27. September.

Jetzt verstehe ich den spöttischen Ausdruck der hellen Augen, die mich neulich beim Heraustreten aus dem Sprechzimmer des Direktors einer so scharfen Musterung unterzogen! Die geschminkte Schöne ist eine Konkurrentin, und zwar, wie es scheint, die vom hohen Rat begünstigte.

Ich traf sie gestern wieder, als ich vor dem Theaterkomitee Probe sang: Die große Bravourarie aus dem Oberon, Elisabeths Jubelgesang aus dem Tannhäuser und zuletzt die düster-schwermütige Ballade Sentas aus dem Fliegenden Holländer.

Ich war gut bei Stimme und eines durchschlagenden Erfolges gewiß; trotzdem fand jeder etwas zu mäkeln. Der Kapellmeister, der einzige wirklich Sachverständige von der ganzen Gesellschaft, der die Begleitung übernommen hatte, meinte: „Die Stimme ist ja frischer als die von Fräulein Fleury, das läßt sich nicht leugnen, aber es fehlt an Temperament, an pointierter Charakterisierung — die so grundverschiedene musikalische Stimmung in den drei von mir ausgewählten Piecen kommt nicht zur Geltung. Etwas Routine wird diesem Mangel vielleicht abhelfen."

„Routine," meinte der Direktor, der sich die ganze Zeit mit der Fleury unterhalten und kaum auf meinen Vortrag geachtet hatte, achselzuckend. „Ja, du lieber Gott, mein bester Herr, bilden Sie sich ein, daß unser Publikum soviel Geduld hat? Glauben Sie meiner langjährigen Erfahrung, das Publikum übersieht leichter eine etwas ausgesungene Stimme, als temperamentloses Spiel. Es geht ins Theater, um dort anregende Unterhaltung zu finden, aber nicht langweiligen Singübungen beizuwohnen."

„Signor Luigini, Kapellmeister des Landestheaters zu L. und gewiegter Musikkenner, dem ich meine Ausbildung verdanke, hat diesen Fehler an mir nie gerügt" — entgegnete ich, so ruhig ich es vermochte, „und bei meinem ersten Auftreten daselbst als ‚Mignon' bin ich mit großem Beifall aufgenommen worden." —

„Wirklich?!" fragte er zurück, „und wie hoch, wenn ich fragen darf, ist Ihnen oder dem Herrn Kapellmeister die Claque zu stehen gekommen?"

Ich war starr über diese Impertinenz; er aber fuhr, sich an das Komitee wendend, fort: „Es ist eine Gewissenlosigkeit der Herren Gesanglehrer, ihren Schülern gegenüber nicht offen auszusprechen, wie engbegrenzt das ihnen gegebene Talent ist. Eine Dame verfügt über eine passable Stimme, die ihr im Konzertsaal einige Hervorrufe eingebracht hat, und sofort entdeckt sie in sich das Zeug zu einer zweiten Lucca oder Patti. Es ist die Pflicht des Lehrers, in den ersten Stunden schon der Schülerin die Augen zu öffnen und die überspannten Erwartungen zu bekämpfen, bevor sie feste Wurzeln geschlagen haben und schließlich zur fixen Idee werden."

Die übrigen Mitglieder der Kommission stimmten mehr oder weniger dem geehrten Vorredner bei — kurz, meine Chancen sanken auf Null, und der neckische Uebermut der Fleury schlug alle die gestrengen Richter in Fesseln.

Den 28. September.

Als ich Alexis von meinem Mißerfolg erzählte und die Fleury erwähnte, meinte er wegwerfend: „Ja, da ist freilich jede Konkurrenz im vorhinein ausgeschlossen. Die hat eine Art und Weise, die Herren der Schöpfung zu kirren, daß sie ihr alle zu Willen sind. Sie scheut kein Mittel. Reüssiert sie beim Theater nicht, so wird sie Chansonettensängerin und geht auf die Straße."

Ich fand mich trotz dieser ungünstigen Aussichten doch pünktlich zur Probe ein. Das Orchester detonierte und ließ mich öfters ganz im Stich. Als ich mich beim Kapellmeister deshalb beschwerte und die Bemerkung fallen ließ, daß das Orchester sich nach der Sängerin zu richten habe, meinte er etwas spöttisch:

„Das pflegt allerdings bei unseren verwöhnten Primadonnen so zu sein, die sich ja schließlich alles herausnehmen dürfen, sobald sie als Sterne am Theaterhimmel glänzen. Bei Anfängern tritt die Majorität in ihr Recht, und der Einzelne, der Sänger, muß sich ihr unbedingt anpassen. Ich möchte Ihnen raten, mein Fräulein, sich vor den Primadonnenallüren vorderhand zu hüten."

Ein maliziöses Lächeln überflog bei diesen Worten die Gesich er sämtlicher Musiker. Die Begleitung wurde beinahe noch mangelhafter, als sie vorher war.

Selbstverständlich hat die Fleury die Stelle bekommen und ich habe nicht einmal das Recht, auf den mir zugesandten Kontrakt fußend, eine Entschädigungssumme zu verlangen!

Den 10. Januar 1885.

Ich habe lange nichts niedergeschrieben. Was hätte ich auch schreiben sollen? Denn Alexis hat dasselbe Mißgeschick wie ich, auch ihm ist es nicht gelungen, ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Engagement zu finden. Ich habe mich in Berlin in der größten Bühnenagentur Deutschlands vormerken lassen und auch auf den von dieser herausgegebenen Generalanzeiger für Bühnenangehörige abonniert, vielleicht lese ich darin von Vakanzen, die direkt, ohne die Vermittelung einer Agentur vergeben werden. Inzwischen habe ich mich in der hiesigen Zeitung als Gesanglehrerin annonziert, doch haben sich nur wenig Schülerinnen gefunden. Dabei ist das Durchschnittshonorar hier zu Lande recht gering, und ich riskiere nicht, mehr zu verlangen, aus Angst auch diese wenigen Stunden noch einzubüßen. Mit angstvollen Blicken sehe ich den Rest meines Kapitals zusammenschmelzen.

Den 15. April.

Auf Alexis' Zureden habe ich mich zu einem Schritte entschlossen, der mir furchtbar schwer geworden ist. Ich habe an Zdenka geschrieben und sie gebeten, mir eine größere Geldsumme vorzustrecken, die später von meinem Erbteil abgezogen werden soll. Alexis sagt, daß ohne eine entsprechende Geldentschädigung kein Agent eine sichere Stelle verschafft. Diese Leute sind so auf ihren Gewinn bedacht, daß sie sonst nur Stellen rekommandieren, die ihrer Unsicherheit wegen bekannt sind und die sie ihren guten Klienten nicht anzubieten wagen. Das leuchtet mir auch vollkommen ein, denn meine bisherigen Erfahrungen bestätigen es.

Ich habe auch im Hinweis darauf an Zdenka geschrieben. Ich beanspruche nichts mehr, als was mir zukommt, und meine ganze Zukunft hängt davon ab, daß ich das Geld bald erhalte. Ich werde fernerhin meine Familie, die sich von mir losgesagt, mit keinerlei Anliegen belästigen, sondern mir selbst meinen Lebensweg bahnen.

Den Sommer wollen wir wieder am Strande zubringen, wo wir durch Konzerte einige Einnahmen erhoffen dürfen, und vor Beginn der nächsten Saison einen Agenten durch Zusicherung einer glänzenden Gratifikation zu mehr Eifer in meiner Sache antreiben.

(Schluß folgt.)

❀ ❀ ❀

Körper-Kultur ist eine der Hauptforderungen der modernen Ärzte und Pädagogen. Das heranwachsende Geschlecht kann daher nichts Besseres tun, als Körper und Geist im gleichen Verhältnis zu pflegen. Lecina-Seife ist wohl das beste Mittel, dem Körper eine weiche Geschmeidigkeit zu geben, die als Schönheits-Ideal der Antike geschildert wird. Die Bestandteile der Seife, namentlich ihr Gehalt an Lecithin, fördern die Blutzirkulation und erhöhen damit die Schönheit der Haut, die Schönheit des Körpers. Da außerordentlich mild und ohne jede Reizwirkung, kann sie als ideale Badeseife bezeichnet werden. Ihr steter Gebrauch kommt dem gesamten Organismus zugute. Lecina-Seife ist in Riga zu haben im eigenen Verkaufslokal Scheunenstraße 15, gegenüber der Kaufstraße, sowie in allen Apotheken, Parfümerie- und Drogenhandlungen. Alleiniger Fabrikant Ferd. Mülhens, Glockengasse Nr. 4711, Köln, Riga.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1. Dienstag jeden Monats in Heften von 5—6 Bogen.

Bezugspreis: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. 50 Kop., monatlich 50 Kop. Mit Zustellung durch die Post jährlich 5 Rbl. 50 Kop., halbjährlich 2 Rbl. 75 Kop., monatlich 60 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark, Einzelhefte 1 Mark 20 Pf.

Preise für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (43 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (22 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (13 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (6 Mark 50 Pf.). Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. (65 Mark). Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Bestellungen auf Abonnements nehmen entgegen alle größeren Buchhandlungen oder der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstraße 20, Postfach 317; in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erwünscht.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20 (Ревель. Эстляндск. губ. Татарская 20).

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.



CHRISTLICHES HOSPIZ

der Rigaer Stadt-Diakonie

= ABSTEIGEQUARTIER I. RANGES =

Komfortabler NEUBAU in ruhiger vornehmer Lage an der Nikolaistraße

ERÖFFNUNG DES NEUBAUES HERBST 1914

C. F. REHM, RIGA

Alexanderstrasse 31

Telephon 519, 1173 □ □ Telegr.-Adr.: Rehm — Riga



Permanente Ausstellung
kompletter sanitärer Anlagen

Permanente Ausstellung
von **Senking-Spar-Herden**

Engros Verkauf
von Röhren, Krähnen, Ventilen, Kesseln, Pumpen, Wannen, Klosetts, Waschtischen, Badeöfen

:: Man verlange Preislisten, Offerten ::

Brunnenbauten, Schürfungen, Bohrungen, Quellfassungen.
Wasserversorgungen, Maschinenantrieb, Elektrische Lichtanlagen
mittels der weltberühmten



Stahlwindturbine „Herkules".

Beste Konstruktion der Neuzeit. Unerreicht in Leistungsfähigkeit, Sturmsicherheit und Lebensdauer. Tausende hervorragende Referenzen. — Weitgehendeste Garantieen.
Kostenanschläge und Besuche unverbindlich und kostenfrei durch
Ingenieur Arno Wolf,
Wassertechnisches Spezialbureau.
Riga 1, Marienstraße 15. Telephon Nr. 101-20.

1883.
Silberne Medaille und ehrenvolle Anerkennung.

A. C. Fitzner, :: Telefon 202 u. 7257. ::
Riga, Große Königstraße 39.
:: Gegründet 1867. ::

Wasserversorgungsanlagen, Gasbeleuchtungsanlagen, auch auf dem Lande, **Badeeinrichtungen, Klosettanlagen.**
Beständiges Lager von **schmiedeeis. Röhren, Bleiröhren, Krähnen, Pumpen** 2c.

Verlag von Franz Kluge in Reval.

Neu erschienen:

Neues Album Baltischer Ansichten nach Zeichnungen von Wilhelm Stavenhagen, herausgegeben von Carl Meißner. 40 Kunstblätter in Faksimile-Lichtdruck mit 24 Seiten Text in Mappe. 7 Rubel.

Barklay de Tolly und der vaterländische Krieg 1812 von F. W. von W . . . . . n. 1.80 Kop.
Ein Großneffe des berühmten Feldherrn entwirft hier ein anziehendes Lebens- und Charakterbild der Helden von 1812.

Die harrisch-wierische Ritterschaft und andere historische Aufsätze von Baron Georges Wrangell. 1 Rubel.

Erfindungen

welche praktisch verwertbar sind, suchen **Theune & Ko., Berlin** S. W. 48. Friedrichstraße 249. — — — — Korrespondenz: Deutsch, Englisch, Französisch.
Auskünfte kostenlos.



F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.
Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

GALA PETER



Zur gefl. Beachtung!

Die **Milchchocolade D. Peter** ist als die **Erste** in den Handel gekommen.

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß der **Erfinder** dieses vorzüglichen Nahrungsmittels **D. Peter** in Vevey ist. Er hat diese Chocolade während einer Reihe von Jahren allein fabriziert und sich in deren, eine besondere Sorgfalt erheischenden Fabrikation Erfahrung und einen Namen erworben, **wie kein Zweiter.**

D. Peter hat seine Erfindung geschaffen, um damit **Kranken** sowohl wie auch **Gesunden** ein in **hygienischer** Hinsicht **erstklassiges Nahrungsmittel** bieten zu können.

„Gala Peter" enthält wenig Zucker und reizt nicht den Durst.

Peter & Kohler,
Chocolats Suisses S. A.
VEVEY.

Vertreter für die Ostseeprovinzen:

J. A. MENTZENDORFF & Ko., **RIGA, Kaufstraße № 5/7.**

Paul de Lagarde: Deutscher Glaube, Deutsches Vaterland, Deutsche Bildung. Das Wesentliche aus seinen Schriften ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Daab. Mit 16 altdeutschen Porträts. 6. bis 10. Tausend. In Pappband M. 2.—, Halbfr. geb. M. 3.50.

Deutsche Revue: Den meisten wird Lagarde, der allzulange ein großer Name war, etwas völlig Neues, Großes, Mächtiges bedeuten, in dem sich die tiefsten und besten Kräfte germanischer Art zu einer prophetisch-erhabenen Gestalt verbinden. Er ist selbst nicht Erfüllung, sondern Wegweiser, sein Lebenswerk hat vor allem programmatische Bedeutung: daß er Ziele aufstellte, ein „gemeinsames Ideal" forderte, zu einer Nationwerdung aufrief, das ist die große Aufgabe, in deren rücksichtsloser Erfüllung er letztes, höchstes Ziel seines Lebens sah. — Seine Schriften gehören schon ihrer stilistischen Seite nach zum Reifsten, was die neuere deutsche Prosa aufzuweisen hat; seine wissenschaftlich-philologische Bedeutung ist ein Kapitel für sich, doch seine ethisch-nationale Verkündigung, die zu seiner Zeit übertönt wurde, hat, wie alles Große, einen Wert, der sich nicht in einer einmaligen historischen Situation erschöpft, sondern zum bleibenden nationalen und menschheitlichen Besitztum gerechnet werden wird. (O. Beyer.)

Buchhandlung von G. Löffler, Riga. Gr. Sandstr. 20. Tel. 15-80.

Gebrüder Streiff, Riga

Marstallstraße Nr. 6, im eigenen Hause.

Telegramm-Adr.: „Streiff". Fernsprecher Nr. 540.

Engros Lager von Kolonialwaren etc.

Kaffee-Import.

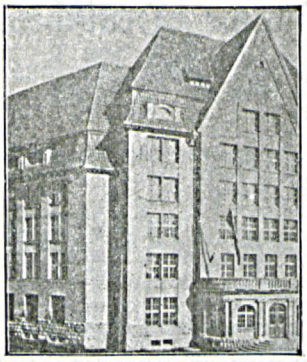
Kaffee-Groß-Rösterei.

Alleinige Produzenten von

„Streiff's Thum-Kaffee" (gesetzlich geschützt). Unter diesem Namen bringen wir unsere gerösteten Kaffees in den Handel, die alle nach dem wissenschaftlich und ärztlich glänzend begutachteten „Thum-Verfahren" behandelt sind.

Broschüren kostenlos.

Postversand nach allen Städten Rußlands.



J. J. Lorentzen & Ko.

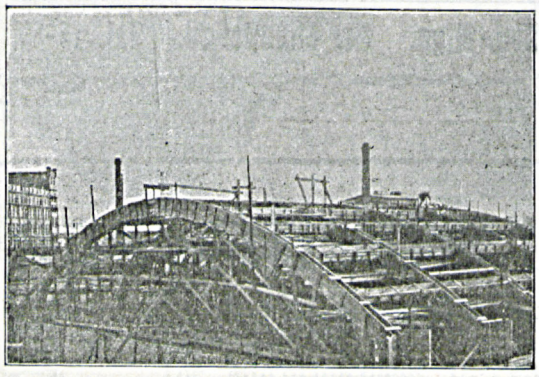
Ingenieurbüro, Eisenbetonbau u. Tiefbau Unternehmung.

Riga,
I. Weidendamm Nr. 8.
Telefon 50-95.

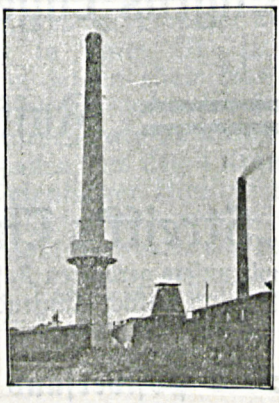
St. Petersburg,
Wass. Ostrow, 11. Lin. 12—32.
Telefon 252-12.

Beton- und Eisenbeton-Bauten

für Hoch- und Tiefbauten.



Komplette Gebäudeanlagen, Fabrikbauten, Lagerhäuser, Silos, Brücken, Ufermauern, Wasserbehälter, Wassertürme, Kläranlagen, Stollen, Turbinenanlagen, Schächte, Wehre, Gerinne, Kanäle, Umzäunungen, Bodenuntersuchungen u. Ausführung schwieriger Fundierungen.



Modernster maschineller Baubetrieb.
Kürzeste Bauzeit.

Entwürfe

mit Kostenanschlägen für alle Bauarbeiten.

Verzeichnis der Inserenten.

Baltische gegenseitige Lebensversicherungs-gesellschaft.

A. von Kuhlberg, Riga. Automobile.

J. A. Mentzendorff & Ko., Riga. Weine

G. Löffler, Riga. Neuerscheinungen allg. Inhalts.

Otto Schwarz, Riga. Weine.

Christliches Hospiz, Riga. Eröffnung des Neubaues.

St. Gertrud-Hospiz, St. Sosnowy.

C. F. Rehm, Riga. Badeeinrichtungen pp.

Arno Wolf, Riga. Turbinen.

A. E. Fitzner, Riga. Wasserversorg.-Anlagen.

Fr. Kluge, Reval. Stavenhagen.

Theune & Ko., Berlin. Erfindungen.

F. Stadler, Riga. Photogr. Artikel.

J. A. Mentzendorff & Ko., Riga. Schokolade Gala Peter.

Eugen Diederichs, Jena. Lagarde.

Gebr. Streiff, Riga. Kolonialwaren.

J. J. Lorentzen & Ko., Riga. Bauunternehmungen.

Brüning & Bongardt, Barmen. Harmoniums.

Hermann Beyer & Söhne, Langensalza. Boehlendorff.

Baltische Sportzeitung.

Arthur Wittberg, Riga. Chirurg. Instrumente.

J. J. Komen, Riga. Tafelsalz.

G. Löffler, Riga. Landwirtschaftliche Neuerscheinungen.

J. Redlich, Riga. Sportausrüstungen.

Theodor Riegert, Riga. Schokoladen.

G. Mangelsdorf, Riga. Kathreiners Malzkaffee.

Langensiepen & Ko., Riga. Dampfmaschinen pp.

Moritz Feitelberg, Riga. Modewaren.

Als größtes Verkaufhaus Deutschlands für

Harmoniums und Pianos

mit einem jährl. Verkaufe von 3100 Instrumenten grösstenteils direkt an Private empfehlen wir

Hofberg Harmoniums | **Thomas Harmoniums** | **Brüning & Bongardt Harmoniums u. Pianos** | **Mand Pianos**

die feinsten deutschen Marken.

Brüning & Bongardt, Barmen (Deutschland).

Fordern Sie bei Bedarf gratis und franko unseren großen reich illustrierten und mit vielen nützlichen Beschreibungen versehenen Pracht-Katalog für Rußland. Derselbe enthält **nur** Rubel-Preise, welche sich verzollt und franko jeder Bahn-Station des europäischen Rußlands verstehen. Jeder Käufer weiß also sofort, was ihm das Instrument ohne weitere Auslagen genau kostet.

Im Verlage von Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza erschien:

Casimir Ulrich Boehlendorff

der Freund.

Herbarts und Hölderlins.

(1775—1825.)

Von Karl Freye.

Mit einer Tafel. :: Preis brosch. Rbl. 2.48, geb. Rbl. 3.18.

Inhalt: Vorwort. 1. Kapitel. **Mitau.** — 2. Kapitel. **Jena.** — 3. Kapitel. **In der Schweiz.** a) Bern — Reise nach Mailand. b) Bursinel. c) Wieder in Bern. d) Geschichte der helvetischen Revolution. — 4. Kapitel. **Homburg — Jena — Dresden.** a) Homburg v. d. Höhe. b) Wieder in Jena. c) Dresden. d) Fernando, Ugolino. — 5. Kapitel. **Bremen.** a) Erlebnisse. b) Literarische Arbeiten. — 6. Kapitel. **Berlin — Kiel.** — 7. Kapitel. **21 Wanderjahre in Kurland und Livland — Ende.** Anmerkungen. Anhang.

Nach dem kurländischen Poeten, dessen merkwürdiges Lebensschicksal im Mittelpunkt dieser Schrift steht, hat die Forschung bisher noch wenig gefragt. In seiner Heimat freilich, in Kurland, ist Boehlendorff als Lyriker noch bekannt; Grotthuß' „Baltisches Dichterbuch" weist auf ihn besonders hin, und ganz vor kurzem ist in der Baltischen Monatsschrift der Wunsch ausgesprochen, daß sich ein Sammler und Biograph seiner verstreuten Schriften und der sagenhaften Nachrichten über sein Leben annehme.

In diesem Buche ist nun eine Menge ungedruckten Materials zusammengetragen, um das Bild dieses Lebens und Schaffens farbig zu machen; sowohl eigene Briefe Boehlendorffs (darunter z. B. solche an Herbart, Brentano, Goethe) sind in großer Anzahl benutzt, als handschriftlich überlieferte Berichte über ihn. In den baltischen Ländern beginnt der Lebenslauf Boehlendorffs, und er endet dort; dazwischen führt er — sich zum Kulturbild erweiternd — durch all die Schauplätze des nördlichen und südlichen Deutschlands.

Buchhandlung G. Löffler, Riga. :: Große Sandstraße 20. :: Postfach 317.

„Baltische Sport-Zeitung"

Offizielles Organ des I. Baltischen Automobil- und Aero-Klubs, des Baltischen Automobil-Klubs, des Rigaer Reit-Klubs und :: des Akademischen Ruder- und Segelklubs — Riga. ::

∴ JÄHRLICH 24 HEFTE ∴

Behandelt reich illustr.: Automobil- und Wassersport, Pferdesport, Lawn-Tennis, Athletik, Wintersport etc.

Preis pro Jahr R. 6.—. ½ Jahr R. 3.—

Per Kreuzband:

1 Jahr Rbl. 7.50. ½ Jahr Rbl. 3.75

Alle Buchhandlungen nehmen Abonnements entgegen oder direkt durch die

Geschäftsstelle der „Baltischen Sport-Zeitung"

Riga, Wallstr. 12. Telephon 68-26

Neue physikalische Behandlungsmethode

von Lungenkrankheiten, Blutarmut, Asthma, Keuchhusten, Herzschwäche, Schlaflosigkeit vermittelst der

Lungen-Saug-Maske

nach Stabsarzt Dr. Kuhn.

Anwendung täglich ca. 2 Stunden.

Verlangen Sie bitte Gebrauchsanweisung.

Jeder Maske wird eine Gebrauchsanweisung beigelegt.



Erfolge: Bei Erkrankungen der Atmungsorgane, spez. Lungentuberkulose, Blutarmut und Bleichsucht, Asthma (bronchiale), Schlaflosigkeit, Schwächezuständen des Herzens und Herzfehlern ꝛc.

Arthur Wittberg, Riga,

Telephon 64—67. Spezial-Geschäft **Gr. Jungfernstr. 5.**

Chirurg. Instrumente und Artikel zur Krankenpflege.

Spezialartikel in Bruchbandagen, Leibbinden und Gummistrümpfen für Krampfadern.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit aufsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße Nr. 20. Telephon 15-80. Postfach 317.

Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Land- u. Forstwirtschaft u. Jagd.

Achleitner, Arthur, Jagdparadiese in Wort u. Bild. Mit 238 Abb. 376 S. Geb. R. 7.20.

Buchführungs-Ergebnisse in fünfjährigen Durchschnitten schließend mit dem Rechnungsjahre 1911/12. Im Auftrage des Sonder-Ausschusses für landwirtschaftliche Buchführung bearbeitet von Ökonomierat Dr. Stieger-Berlin. (Arbeiten d. Deutschen Landwirtsch.-Gesellschaft.) Heft 255. 87 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Feldt, Dr., Ackerbau auf ostpreußischen Niederungsmooren, einschließend 1. Bericht über das Versuchsfeld auf beschlicktem Moor auf dem Majorate Bledau bei Cranz. (Veröffentlichungen d. Preußischen Landwirtschaftskammern. Heft 1.) Mit 12 Textabb. 90 S. Brosch. 66 Kop.

Fleischer, Dr. M., Die Anlage und die Bewirtschaftung von Moorwiesen und Moorweiden. Mit 41 Textabb. 3. neubearb Aufl. 132 S. Brosch. Rbl. 1.43.

Fournier, W., (Der wilde Jäger) Am Lagerfeuer. Jagdliche Mixed Pickles aus zwei Welten. 286 S. Geb. Rbl. 3.—.

Fournier, W., Gelebt — Geliebt — Gejagt — Gelacht. 285 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Fournier, W., (Der wilde Jäger). Von schönen Frauen, starken Hirschen u. anderem jagdbaren Wild. 298 S. Brosch. Rbl. 2.20, geb. Rbl. 3.—.

Fratzscher, Dr. Alf, Landwirtschaftliche Versicherung. (Hagel- und Viehversicherung.) (Versicherungs-Bibliothek. Herausg. v. Prof. Dr. Alf. Manes. V. Bd.) 167 S. Geb. R. 2.40.

Fünfjährige Düngungsversuche in Ostpreußen. Bericht über Düngeversuche, in den Jahren 1909 bis 1913 ausgeführt. Unter Mitwirkung von L. Seidler, H. Vageler, K. Rackmann, W. Haupt, herausg. v. Prof. Dr. A. Stutzer-Königsberg i. Pr. (Arbeiten d. Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Heft 258.) 244 S. Br. R. 1.65.

Hilbrig, K., Die wichtigsten Blutlinien und Familien des deutschen Gebrauchshundes. Mit 92 Bildern. 104 S. Br Rbl. 1.10.

Hilfsbuch für Landwirte bei Anschaffung landwirtschaftlicher Maschinen von deutschen Fabrikanten. Zusammengestellt unter Mitwirkung von Assistent Ingenieur Julius Friz v. Dr. Eb. Gieseler. 64 S. Geb. 96 K.

Matenaers, F. F., Der rationelle Maisbau, nach praktischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Beobachtungen in Nordamerika. Mit 91 Textabb. 172 S. Geb. Rbl. 2.70.

Mommsen, Christian, Gemeinverständliche Anleitung zur Fütterung von Rindvieh und Schweinen. 123 S. Geb. Rbl. 1.44.

Moritz, Eugen, Großgrundbesitz. 63 S. Brosch. 88 Kop.

Pfeiffer, Prof. Dr., Praktische Anleitung (Instruktion) zur einfachen Buchführung und Bilanzaufstellung für Landgutswirtschaften. Mit Tabellenmustern u. Musterbeispielen. 108 S. Brosch. Rbl. 2.75.

Schmidt, H., Zucht- und Mastschweine, ihre sachgemäße Haltung und Ernährung. 2. vermehrte u. verbesserte Aufl. Mit 2 Rassebildern. 96 S. Brosch. 99 Kop.

Stoetzer, Prof. Dr. H., Waldwegebaukunde nebst Darstellung der wichtigsten sonstigen Holztransportanlagen. Ein Handbuch für Praktiker u. Leitfaden für den Unterricht. Mit 112 Figuren in Holzschnitt u. 3 lithogr. Tafeln. 5. Aufl., bearbeitet v. Dr. H. Hausrath. 250 S. Brosch. Rbl. 2.97.

Sträuli, Pfarrer A., Der pavillonfähige Dadant-Alberti-Bienenkasten (Schubladen-Blätterstock mit Blatt-Breitwabe) unter besonderer Berücksichtigung der Königinzucht des Amerikaners G. M. Doolittle. (Autorisierte Übersetzung seines Buches: Scientific Queen-Rearing.) 3. verb. Aufl. Mit 137 Textfiguren. 343 S. Geb. Rbl. 2.40.

Strecker, Dr. W., Die Kultur der Wiesen, ihr Wert, ihre Verbesserung, Düngung u. Pflege, Ratgeber für Land- u. Forstwirte, Kulturtechniker, Meliorations- u. Verwaltungsbeamte, sowie zum Gebrauch an allen landwirtschaftlichen Unterrichtsanstalten. 3. Aufl. 462 S. Geb. Rbl. 3.90.

Über Sortenauswahl bei Getreide mit Rücksicht auf Boden, Klima und Kulturzustand. (Tagesfragen aus dem modernen Ackerbau v. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. K. von Rümker in Berlin. 5. Heft.) 49 S. Brosch. 44 Kop.

Weißwange, Königl. Oberförster, Der Kampf gegen die Nonne. Darstellung der großen Nonnenkalamität und der Bekämpfungsmaßnahmen in den Zittauer Stadtforsten. 1906—1910. Mit 20 Abb. Brosch. R. 1.65.

Wölfer, Dr., Grundsätze und Ziele neuzeitlicher Landwirtschaft. Ein Gang durch die Wirtschaft. 4. Aufl. 609 S. Geb. Rbl. 5.40.

Englisches Magazin

J. Redlich, Riga.



Rucksäcke

in reicher Auswahl.

NEU:

Rucksack-Stützen

gewähren eine wesentliche Erleichterung der Rückenlast.

Spazierstöcke.

Feld-Flaschen aus Glas u. Aluminium.

Zusammenlegbare Reisebecher.

Reise-Bestecke.

Aluminium-Feldkocher für Touristen, handlich und praktisch.

Theodor Riegert, Riga.

Schokoladenfabrik gegründet 1870.

Fabrik: Grünstraße Nr. 2/4, Telephon Nr. 317.
Niederlage: Große Jungfernstraße Nr. 1, Telephon Nr. 343.
Magazin: Kalkstraße Nr. 18, Haus „Ulei", Telephon Nr. 1566.

Großes assortiertes Lager

feiner Milch-, Nuß-, Dessert-Schokoladen, Schokoladen-Marzipan und Pomade-Konfekte, Marmeladen und Karamellen 2c.



Jede verſtändige Mutter gibt ihren Kindern **Kathreiners Kneipp Malzkaffee.** Kathreiners Kneipp Malzkaffee erhält die Kinder friſch und kräftig; er macht den Kleinen die Milch ſchmackhaft und kann auch kalt getrunken werden.

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, Riga.

Buchdr. der „Revalſchen Zeitung", Reval. Verantwortlicher Redakteur: **Alexander Eggers.**

Langensiepen & Ko.

Aktien-Gesellschaft

Gr. Königstraße 32. **Riga.** Gr. Königstraße 32.

Armaturen-, Spritzen u. Pumpen-Fabrik.

Maschinenlager u. Technisches Bureau.

Telegr.-Adr.: „Elko". □ Telephon Nr. 544, 1744, 2844.

Spezialabteilung für Zentralheizung, Wasserleitung u. Kanalisation.

Armaturen aller Art für Dampf und Wasser.

Pumpen für die versch. Zwecke mit Hand-, Riemen- u. Dampfbetrieb.

Haus-, Hof- u. Straßen-Pumpen,	**Assainisations-Pumpen,**
Kalifornia-Pumpen,	**Allweiler-Pumpen,**
Garda-Pumpen,	**Würgel-Pumpen.**

Tiefbrunnen-Anlagen.

Dampf-Pumpen, Original-Worthington-Pumpen.

Feuerspritzen für Hand- und Dampfbetrieb.

Benzin-Motor-Spritzen.

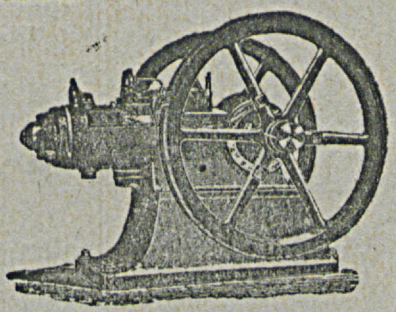
Feuerwehr-Ausrüstungsgegenstände.

Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Naphta-Motore.

„PERKUN"

stationär und fahrbar. Allein in den Ostseeprovinzen über 300 St. im Betriebe zu besichtigen. Hervorragend geeignet zum Antriebe von Maschinen aller Art, sowie für elektrische Beleuchtungszwecke.



Ausführliche Offerten auf Anfrage gratis.

Aktien-Gesellschaft

Moritz Feitelberg

RIGA

▽

Mode-Warenhaus

▽

Der

Sommer-Katalog

1914

ist erschienen

und wird Interessenten **gratis** und **franko** zugeschickt.